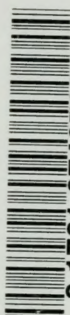
Gaedertz, Karl Theodor
Im Reiche Reuters



Im Reiche Reuters.



Neues
von und über Fritz Reuter
in Wort und Bild.

Von

Karl Theodor Gaedertz.



Leipzig,
Georg Wigand
1905.

Im Reiche Reuters.





Jugendbildnis von „Dörchläuchting"
(Herzog Adolf Friedrich IV. von Mecklenburg-Strelitz)
in der Aula der Königl. Universität zu Greifswald.

Aus: Gaedertz, Im Reiche Reuters. Verlag von Georg Wigand in Leipzig.

Im Reiche Reuters.



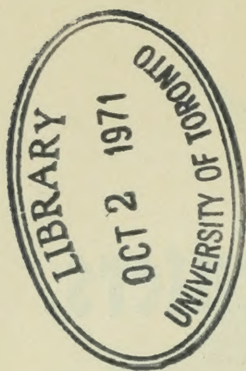
Neues von und über Fritz Reuter
in Wort und Bild

Von

Karl Theodor Gaedertz.



Leipzig,
Georg Wigand
1905.


LIBRARY
OCT 2 1971
UNIVERSITY OF TORONTO

Dem Deutschen Reichskanzler

„Verehrer unseres Fritz Reuter“

Grafen von Bülow

in tiefster Ehrfurcht gewidmet

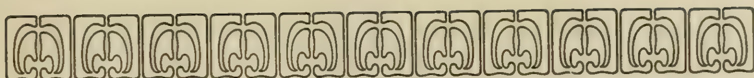
vom Verfasser.

Inhalt

Abbildungen und Faksimiles.

Gedächtnisfeier und Ausstellung

zum dreißigsten Todestage Reuters.



Fritz Reuter, Du Dichter von Gottes Gnaden, in Deinem Reiche müssen sich Alle wohl und glücklich fühlen, denn Du bist ein Herrscher voller Herzensgüte, Dein Zepter ist der Humor, der im Wappen die Träne führt.

Auch ich habe die Erquickungen und Segnungen, welche aus Deinen köstlichen Werken, wie aus einem klaren Born, unerschöpflich strömen, genossen von Jugend auf.

Der 12. Juli 1874 ließ mich nicht ohne tiefe Betrübnis.

Las ich doch Deine Bücher schon längst, — so war ich begeistert worden für den großen Volksdichter; verkehrten doch in meinem Elternhause zu Lübeck Freunde von Dir und Deiner Frau, — so lernte ich den wahrhaft guten Menschen kennen und lieben aus ihren Erzählungen.

Persönlich sah ich Dich — leider! — nie von Angesicht zu Angesicht, wohl aber Deine Luising und verlebte bei ihr in Deinem Tuskulum unvergeßlich schöne Tage.

Als ein Jahrzehnt verrauscht war, daß der unerbittliche Tod Dich niedergestreckt hatte, da durfte ich im Namen Deines Weibes, Deiner Witwe einen Band „Reliquien“ auf Dein Grab legen.

Seit der Zeit war ich unablässig bemüht, mit liebevollem Eifer Deinen Spuren zu folgen, Dein Leben, Lieben und Leiden zu erforschen, wertvolle Andenken an Dich zu sammeln, die Entstehung Deiner Werke und ihrer Originalgestalten zu ergründen, durch Rede und Schrift Deinen Ruhm zu verkünden in deutschen Landen.

So nahte die dreißigste Wiederkehr Deiner Sterbestunde.

Was hatte ich, Dir zu weihen? Deine Gruft zu schmücken, vor der ich damals mit Luising sinnend stand, die — ach! — nun auch darunter ruht an Deiner Seite.

Dich selbst — dieser Gedanke kam mir über Nacht und ließ mich nicht wieder los — Dich selbst dem deutschen Volke,

Deinen ungezählten Verehrern darbieten möcht' ich durch eine Ausstellung Deiner Schöpfungen, Deiner Briefe, Deiner Dokumente und Erinnerungszeichen in Schriften und Bildern, eingeleitet durch eine Gedächtnisfeier, Dir zu Ehren.

Im Reiche Reuters hatte ich ja schon über drei Dezennien als getreuer Untertan gewirkt, unentwegt, getragen von dem Vertrauen derer, welche „die nächsten dazu" waren, Deinen Namen hoch zu halten, und Dir in Liebe verbunden. Sollt' es mir jetzt nicht glücken?

In der Provinz, wo Du einst gewohnt hast, wohin Dich tausend Fäden immer wieder zogen, in Pommern weile auch ich, in der Universitätsstadt Greifswald, wo „Kein Hüsung" erschienen ist.

Ich hatte die freudige Genugtuung, daß meine Idee Beifall und Förderung fand: die Aula der Universität wurde — dank Seiner Magnificenz dem Rektor — für mein Vorhaben eingeräumt; viele Bürger und Geschäftsleute wetteiferten, alles Nötige an Schaukästen, Fahnenstoffen, Blattgewächsen u. s. w. zur würdigen Einrichtung und Ausschmückung herzugeben.

So wurde denn die Reuter-Ausstellung zum 12. Juli 1904 fertig.

Ihre Majestät die Kaiserin und Königin geruhten Allerhöchst Ihr Interesse durch Entsendung eines Kammerherrn zu betätigen, Ihre Königlichen Hoheiten die Großherzöge von Mecklenburg-Schwerin und Strelitz, zur Zeit durch familiäre Verhältnisse verhindert, ließen in huldvollen Schreiben ihre Teilnahme ausdrücken, und des deutschen Reiches Kanzler Graf von Bülow, zu seinem Bedauern ebenfalls ferngehalten, bemerkte brieflich: „Auch mir ist die Reuterverehrung eine Herzenssache, und sie liegt mir im Blute, der ich von väterlicher wie von mütterlicher Seite ein Platt- und Niederdeutscher bin. Ich stimme Ihnen durchaus bei in der hohen Bewertung des Dichters und des Menschen, dem aus leidvollen Prüfungen jener tiefe Humor erwuchs, dessen köstliche Früchte auf der Schattenseite des Lebens reifen."

Der festliche Akt vollzog sich nach folgendem Programm:

12. Juli

1874



1904

Fritz Reuter.

Gedächtnisfeier

des dreißigsten Todestages

von

Fritz Reuter

in der Aula der Königl. Universität zu Greifswald.

1. **De Eekbom**, von Fritz Reuter.
   Vierstimmiger Männerchor der Sängerschaft „Guilelmia“ unter Leitung des Königl. Musikdirektors Reinbrecht.
2. **Fritz Reuter in Pommern.** Festrede von Prof. Dr. Gaedertz.
3. **De Plattdütschen**, von Karl Theodor Gaedertz.
   Allgemeiner Gesang nach der Melodie: „Der Mai ist gekommen“.

Nach der Feier: **Eröffnung der Reuter-Ausstellung.**

Liedertexte umstehend.

De Eekbom.

Ik weet enen Eekbom, de steiht an de See,
De Nordstorm de brust in sin Knäst,
Stolt reckt hei de mächtige Kron in de Höh',
So is dat all dusend Johr west.
Kein Minschenhand
De hett em plannt,
Hei reckt sik von Pommern bet Nedderland.

Ik weet enen Eekbom vull Knorrn un vull Knast,
Up den fött kein Biel nich un Axt.
Sin Bork is so ruuch un sin Holt is so fast,
As wier hei mal bannt un behext.
Niks hett em dahn;
Hei ward noch stahn,
Wenn wedder mal dusend von Johren vergahn.

Un de König un sine Fru Königin
Un sin Dochter, de gahn an den Strand:
„Wat deiht dat för'n mächtigen Eekbom sin,
De sin Telgen reckt aewer dat Land?
Wer hett em plegt,
Wer hett em hegt,
Dat hei sine Bläder so lustig rögt?"

Un as nu de König so Antwort begeert,
Trett vör em en junge Gesell:
„Herr König, Ji heft Jug jo süs nich drüm scheert,
Jug' Fru nich un Juge Mamsell!
Kein vörnehm Lüd,
De hadden Tid,
To sehn, ob den Bom ok sin Recht geschüht."

„Un doch grönt so lustig de Eekbom up Stunns,
Wi Arbeitslüd hewwen em wohrt;
De Eekbom, Herr König, de Eekbom is uns',
Uns' plattdütsche Sprak is't un Ort.
Kein vörnehm Kunst
Hett s' uns verhunzt,
Fri wussen se to Höchten ahn Königsgunst."

Rasch giwt em den König sin Dochter de Hand:
„Gott segen Di, Gesell, för Din Red'!
Wenn de Stormwind eins brust dörch dat dütsche Land,
Denn weet ik 'ne sekere Sted'.
Wer eigen Ort
Fri wünn un wohrt,
Bi den is in Noth Ein to'm besten verwohrt."

Fritz Reuter.



De Plattdütschen.

Wo Plattdütsche sitten
So trulich tosam',
Is ok jede Landsmann
Von Harten willkam',
Ut Meckelnborg, Pommern,
Ut de drei Hansestädt,
Un wo man snackt plattdütsch,
Uns' oll brawe Red'.

Wi Plattdütschen beden
Uns glik de Broderhand;
Kennt wi uns süs gor nich,
Bald sünd wi bekannt.
„Goden Dag!“ un „Adjüs ok!“
Wo hört wi dat geern;
Un nu erst, wo klingt dat
In de Frömd, in de Feern!

Dor föhlt wi meist duppelt,
Wo god wi uns sünd;
Dor föhlt wi uns wedder
So glücklich as en Kind.
Bi Vader un Moder
Op Dörpen, in de Stadt,
An't Haff, op de Heiloh
Hewwt wi lehrt uns' leew Platt.

De ein sprikt groff un defftig,
De anner week un söt,
Man ümmer tru un hartlich —
Un to Harten dat möt.
En Leewsleed, sülwst en Schimpwort
In uns' oll Modersprak
Is doch heel un deel wat anners,
As so'n hochdütschen Snack.

Singt plattdütsch, snackt plattdütsch!
So lang as kreiht de Hahn,
So lang as de Wind weiht,
Ward Plattdütsch bestahn.
Wi Plattdütschen sünd Bröder,
Sünd all stammverwandt;
Uns' Modersprak schall lewen
Von Ost- bet Nordseestrand!

Karl Theodor Gaedertz.





Reuter-Ausstellung in der Aula d

(Hauptgruppe: „Dörchläuchting

Aus: Gaedertz, Im Reiche Reuters.



Königl. Universität zu Greifswald.

nd Fritz Reuter)

Verlag von Georg Wigand in Leipzig.

Als die letzten Töne des Liedes verklungen waren, durfte ich im Namen Seiner Magnificenz des Rektors als des Hausherrn, der in dem Königlichen Universitätsgebäude dem Volksdichter Fritz Reuter „Húsung" gewährte, die Ausstellung für eröffnet erklären.

Von vielen Verehrern und Verehrerinnen des Gefeierten aufgefordert, ein Andenken an dieselbe zu veröffentlichen, womöglich einen Katalog und eine umständliche Beschreibung, glaube ich als Nächstbeteiligter nichts Besseres tun zu können, als in angesehenen Blättern erschienene Original-Schilderungen, soweit solche mir zu Gesicht gekommen sind, zur bleibenden Erinnerung aneinander zu reihen, wobei ich die von den Referenten mir gezollte Anerkennung betrachte als einen Ausfluß ihrer großen und gerechten Bewunderung für den unsterblichen Meister der plattdeutschen Sprache und Literatur. Diese zum Teil, um Wiederholungen zu vermeiden, auszugsweise abgedruckten Berichte dürften einen doppelten Zweck erfüllen: einmal denjenigen, welche die Ausstellung gesehen haben, sie nochmals vor Augen zu führen, zum andern der Mehrzahl, die eine Fahrt nach dem fernen Greifswald nicht unternehmen konnte, einen Begriff, ein Spiegelbild zu geben von dem Dargebotenen aus Reuters Leben und Schaffen, Familie und Freundeskreise.

Wer den unvergleichlichen Dichter und unvergeßlichen Menschen bewundert und liebt, dem wird's gewiß hier heimatlich zu Mute in seinem Revier, wo die Sonne nicht untergeht: im Reiche Reuters.

Eine Fritz Reuter-Ausstellung.

Wenn ein berühmter Mann dreißig Jahre tot ist, pflegt man keinen Staat mit einem solchen Gedenktage zu machen; es müssen schon hundert oder hundertundfünfzig oder dreihundert Jahre über den letzten Lebenstag eines Großen hinweggegangen sein, wenn man davon umständlicher Notiz nehmen soll. Aber ein anderes ist's, einen anspruchsvollen Gedenktag zu feiern, und ein anderes,

einen dreißigsten Todestag zu benutzen, um durch eine fesselnde Ausstellung von Erinnerungsstücken das Bild des längst Entschlafenen und doch in unserem Bewußtsein Lebendiggebliebenen mit neuen Zügen vor uns erstehen zu lassen. Eine Ausstellung, die sich durch sich selbst rechtfertigt, bedarf zwar einer solchen äußeren Veranlassung nicht; aber sie bekommt durch die Anknüpfung an einen Gedenktag doch ihre besondere Weihe; und so darf man es für einen ebenso pietätvollen wie glücklichen Gedanken des bekannten Reuterforschers und Reuterbiographen Professor Dr. Karl Theodor Gaedertz halten, daß er den dreißigsten Todestag Reuters dazu verwendet hat, eine wirklich sehr interessante Reuter-Ausstellung sozureden „aktuell" zu machen. Zu bedauern bleibt bei diesem guten Einfall nur, daß er im abseits liegenden Greifswald zur Ausführung gekommen ist. Diese Reuter-Ausstellung hätte in Berlin eröffnet werden müssen, wo die Verehrer des plattdeutschen Dichters zu Tausenden und Zehntausenden wohnen, wo allein schon die zahlreiche Kolonie der Mecklenburger der Ausstellung eine große Wirkung gesichert hätte. Greifswald ist gewiß für junge Leute, die sich eifrig ihren Studien hingeben sollen, ein sehr brauchbares Städtchen; für Ausstellungen, die sich an ein großes Publikum richten, die vor allem eines großen Publikums bedürfen, wenn sie wirken und — die auf sie verwendeten Kosten wieder einbringen sollen, ist es kaum die geeignete Stätte. Aber Greifswald hat doch nun einmal das Glück gehabt, für die Reuter-Ausstellung gewählt zu werden; und so muß man der kleinen Handels- und Hochschulstadt die Ehre gönnen und sich freuen, daß es überhaupt zu einer solchen Ausstellung gekommen ist. Denn das sei gleich vorweg gesagt: Die Ausstellung ist hochinteressant; sie ist vor allem von Gaedertz mit einem so großen Geschick und mit so viel dekorativem Geschmack geordnet worden, daß man an ihr seine ganz uneingeschränkte Freude haben kann.

Die kleine Aula der Greifswalder Hochschule bietet der Ausstellung eine zwar bescheidene, aber doch anmutige Umrahmung, obwohl das Barock des Saales nicht recht zu der derben mecklen-

burgischen Art Fritz Reuters passen will. Aber die Raumverhältnisse sind behaglich, und diese Behaglichkeit paßt nun wieder zu Reuter vortrefflich — kurz und gut: der Raum konnte kaum besser gewählt werden.

Was nun die Ausstellung, die von einem Männergesang und einer fesselnden Festrede des Veranstalters eingeleitet wurde, anbetrifft, so interessieren in ihr vor allem die vielen Briefe Reuters, die sich in einer so schönen, klaren Handschrift darbieten, daß man sie ohne Mühe und mit wirklichem Genuß lesen kann. Rührend ist ein Schreiben aus dem Jahre 1850, das vom 21. April datiert ist. Reuter hatte sich damals, nach überstandenem Festungsleiden, in Treptow niedergelassen und bittet die Stadtbehörde, ihm ein geneigtes Wohlwollen zu schenken. Dafür erbietet er sich „allen Knaben unvermögender Eltern" die ihm „von einer wohllöblichen Behörde als solche bezeichnet werden, unentgeltlich denselben Unterricht zu ertheilen." Das überflüssige „denselben" scheint zwar nicht gerade zugunsten des Lehrmeisters zu sprechen, und so ist es fraglich, ob Reuter als Lehrer viel Glück gehabt hätte; aber es spricht jedenfalls für sein bescheidenes Wesen, das in einem Brief aus ziemlich derselben Zeit an einen Landwirt noch entschiedener zum Ausdruck gelangt. Reuter bietet sich dem Grundbesitzer als Inspektor an und schildert ihm offenherzig eine Schwachheit seines Charakters, die sich während der langen Festungshaft in ihm entwickelt hatte. Er erzählt, wie er, gleich anderen Leidensgefährten, daran gewöhnt worden sei, sich den Jammer gelegentlich durch einen tüchtigen Rausch zu vertreiben. Diese Gewohnheit sei nun an ihm hängen geblieben; wochen-, monatelang lebe er ganz nüchtern, dann plötzlich komme die Begierde nach berauschenden Getränken über ihn, gegen die er machtlos sei, solange sich ihm Gelegenheit biete, den Begierden die Zügel schießen zu lassen. Dies sei aber nur in Städten der Fall, und eben deshalb sehne er sich nach einer gesunden Wirksamkeit auf dem Lande, wo er von dem Gelegenheitslaster ganz befreit zu werden hoffe.

Ein so offenes Geständnis hätte von Rechts wegen den Brotgeber weichherzig machen sollen; dieser zog es jedoch vor, den Brief unbeantwortet zu lassen. Zum Landwirt hatte wohl Reuter auch kaum das rechte Zeug; und so wollen wir uns freuen, daß aus dem Schulmeister nach und nach der Dichter wurde, der die plattdeutsche Dichtung auf eine Höhe hob, von der herab sie auch denen Liebe und Anerkennung abgewinnen mußte, die in dem anspruchsvollen Hervortreten der platten Vulgärsprache keinen Segen für unser Schrifttum erblicken können.

Interessant sind ferner einige Briefe des leider wenig sympathischen Vaters. In einem dieser Briefe bittet er den Adressaten um Erwirkung eines Regierungspasses für den Sohn und eine Erkundigung darüber, ob an ausländischen Universitäten auch Leute, die wegen Teilnahme an burschenschaftlichen Verbindungen zur Untersuchung gezogen und bestraft worden sind, auf die Vorzeigung eines solchen Passes hin matrikuliert werden.

In einem anderen Briefe handelt es sich darum, den guten Fritz unter Kuratel zu stellen, weil er, als Trinker, nicht mehr Anspruch auf gewisse selbstverständliche Rechte habe. Diesen Versuch, den idealistisch veranlagten, durch die brutale Staatsgewalt mürbe gemachten jungen Mann bürgerlich rechtlos zu machen und zwar zugunsten der zwei unehelichen Töchter des Vaters, bildet einen dunklen Punkt im Leben des Bürgermeisters Reuter, dessen uns in der Ausstellung mehrfach begegnendes Antlitz überhaupt den Mann nichts weniger als sympathisch erscheinen läßt.

Neben den vielen Briefen und geschichtlichen Dokumenten, zumal aus Reuters Festungszeit, bildet die kleine Bildnisgalerie einen Hauptanziehungspunkt der Ausstellung. Abgesehen von den vielen Gemälden und Zeichnungen, die Reuter selbst zum Urheber haben, und in denen er sich als ein ziemlich talentloser Porträtmaler offenbart, dem allerdings für die Blumen- und Stillleben-

malerei eine gewisse Begabung nicht abgesprochen werden darf, sind es die vielen Bilderzeichnungen und Photographien der Freunde und aller jener Menschen, die irgendwo mit dem Dichter in Beziehung gestanden haben. Da sehen wir Bildnisse von Lining und Mining Rust, von Adelheid Wüsthoff, einer keineswegs anmutigen Jugendgeliebten, von Frida von Bülow, Tochter des Dömitzer Festungskommandanten, für die der Gefangene eine Zeitlang schwärmte. Da sehen wir ein Bildnis von Reuters Verteidiger, Herrn von Kunowski, von Waldeck und zahlreichen anderen mehr oder weniger bekannten Personen — vor allem auch den alten Bräsig, Fritz Sahlmann und Fritz Triddelfitz, den Windhund. Am reichhaltigsten ist natürlich die Sammlung von Reuterbildnissen; keine Altersstufe ist ohne Bildnis geblieben, und Reuter selbst hat sich als Gymnasiast und Student des öftern gezeichnet. Fesselnd ist ferner die Sammlung von Zeichnungen und Photographien, welche uns die verschiedenen Festungen und Zellen zeigen, in denen Reuter einige seiner „schönsten“ Jahre zubringen mußte; und wer für Reliquienverehrung besonders veranlagt ist, dem werden der Federhalter, die Tabakspfeife, der Zigarrentisch, der Aschbecher und andere Kostbarkeiten aus dem Nachlasse des Dichters nahe treten.

Durch die Ausstellung erfahren wir schließlich auch, daß es Onkel Bräsig-Zigarren und einen echten Reuter-Käse giebt; — sollte es nicht am Ende auch einen ganz echten oder einzig echten Fritz Reuter-Aquavit geben? Wenn nicht, so wäre hier also noch eine Lücke auszufüllen. Es giebt ja auch in Mecklenburg und Pommern Branntweinbrenner genug; — sollte sich unter ihnen kein Reuterverehrer befinden? Es wäre schade!

(Eugen Reichel in „Die Gegenwart“.)

Die dreißigste Wiederkehr des Todestages Fritz Reuters ist zwar in unserer festfröhlichen Zeit ohne Gedenkfeiern vorübergegangen: aber sie hat uns wenigstens eine Reuter-Ausstellung beschert, die jedem Reuterverehrer, der Gelegenheit gehabt hat,

sie in Augenschein zu nehmen, in freundlichster Erinnerung bleiben wird. Der Umstand, daß diese Ausstellung in dem abseitsliegenden Hochschulstädtchen Greifswald zu Tage getreten ist, kann das, vom Standpunkt der Reuterverehrung aus betrachtet, sehr bedeutsame Ereignis in seinem Werte nicht beeinträchtigen. Ein Zufall hat diesen Umstand herbeigeführt: Karl Theodor Gaedertz, der vielverdiente Literatur- und Reuterforscher, ist seit etwa zwei Jahren in Greifswald als Oberbibliothekar tätig; — dieser Ort bot sich ihm also gewissermaßen von selbst an, um so mehr, als Reuter zu Greifswald in naher Beziehung gestanden und hier zahlreiche Freunde gefunden hat, von denen einige noch heute leben und gleichsam, wie etwa Karl Adam, als lebendige Nummern der Ausstellung, wenigstens in der Eröffnungsstunde, gelten konnten. Annmariek Schult, die Naturdichterin, deren plattdeutsche Gedichte Reuter 1857 der Welt vermittelte, lebt zwar ebenfalls noch als vierundachtzigjährige Matrone in Greifswald, aber die Leiden des Alters verhinderten sie, der mit der Ausstellung verbundenen Gedenkfeier beizuwohnen; dafür hatte sie ein so ganz und gar nicht plattdeutsches Doppeldistichon gewidmet, das also lautet:

Immer gedenk' ich noch dein, der du mit freundlicher Rede
Stütztest zu fröhlichem Tun gern mir den schwankenden Schritt.
War's doch dieselbige Kraft, die tief das Herz mir bezwungen,
Aufzusuchen das Gold, lagernd im deutschen Gemüt.

Greifswald ist ein nettes Städtchen, das sogar eine recht imposante Nikolaikirche aus dem vierzehnten und ein Rathaus aus dem dreizehnten Jahrhundert besitzt.

Wir wenden uns, aus dem Bahnhof tretend, an einem kleinen Denkmal des ehemaligen Bürgermeisters Paepke vorüber, den Anlagen zu, biegen nach einigen Schritten rechts in die Domstraße ab und gelangen an dem Gerichtsgefängnisse und dem Sterbehause Kosegartens (der „bekanntlich“ 1818 am 26. Oktober als Professor der Theologie und Pastor an St. Jakobi zu Greifs-

wald starb) vorbei an die neu aufgeputzte, nicht ganz so vornehm wie ein modernes Berliner Gemeindeschulhaus in die Welt schauende Universität, in deren kleiner Aula die Reuter-Ausstellung um 12 ½ Uhr in Gegenwart eines im Auftrage der Kaiserin erschienenen Kammerherrn, des Rektors, vieler Professoren, Offiziere, Studenten und Damen eröffnet wurde.

Ein von der Sängerschaft „Guilelmia" unter Leitung des Königlichen Musikdirektors Reinbrecht gesungener vierstimmiger Männerchor auf das schöne Reutersche Gedicht „De Eekbom" leitete die Feier stimmungsvoll ein. Dann bestieg Professor Gaedertz die Rednertribüne, um über das Thema „Fritz Reuter in Pommern" zu sprechen, das in etwa dreißig Minuten erschöpft war. Es folgte noch ein allgemeiner Gesang, zu welchem Gaedertz selbst den Text geliefert hatte, — dann erklärte der Aussteller im Auftrage des Universitätsrektors, als des eigentlichen Hausherrn, die Ausstellung für eröffnet, der sich nun die lebhafteste Teilnehmung der zahlreich erschienenen Damen und Herren zuwandte.

Man muß dem bewährten Reuterforscher nachrühmen, daß er es verstanden hatte, aus der von ihm im Laufe der Jahre zusammengehäuften Fülle von Reuterreliquien das Beste für diese Ausstellung in eine geschlossene Ordnung zu bringen; man darf ihm aber auch die Anerkennung nicht versagen, daß er, von einer für seine Ideale begeisterten, klugen und umsichtigen Gattin unterstützt, seiner Ausstellung eine anmutige Umrahmung geschaffen hatte, in der Blumen und Blattwerk eine hervorragende Rolle spielten. So machte die Ausstellung in dem zierlichen, rosa getünchten, mit weißen, von vergoldeten Kapitälen gekrönten Säulen, einer ringsum laufenden Galerie und reichem Schmuckwerk im Barockstil gezierten Saale einen in jeder Beziehung fesselnden Eindruck.

Dem Eingang gegenüber stand in Öl gemalt und von Lorbeerbäumen umrahmt Dörchläuchting, der jugendliche Herzog Adolf Friedrich IV. von Mecklenburg-Strelitz, der 1753 als junger

Greifswalder Student Rector magnificentissimus geworden und es vierzig Jahre lang geblieben war; und aus reichem Blattwerk grüßte ihn eine vortreffliche Büste des Dichters, der dem hohen Herrn in seiner köstlichen ollen Kamelle nicht gerade ein glänzendes Denkmal gesetzt hat. Dieser kleine Literaturwitz schuf gleich die beste Stimmung; und nun gab man sich mit freudigem Eifer der Betrachtung der in zahlreichen Kästen und Schränken sorgfältig untergebrachten Reuterreliquien hin. Briefe des Vaters, dessen feste und klare Handschrift sich auf den Sohn übertragen hatte, machen den Anfang. Dann folgen zahlreiche Briefe Reuters selbst, von denen viele noch gar nicht veröffentlicht sind. In einem Schreiben meldet er einem Fräulein, die ihn zur Hochzeit eingeladen und um ein Polterabendgedicht gebeten hatte, daß er auf den Hochzeitskuchen und sie auf das Gedicht verzichten müsse, da er seit Jahren keine Polterabendgedichte mehr gemacht habe. Dann lesen wir Briefe an verschiedene Freunde, z. B. an den in Kiel lebenden, hoch- und plattdeutsch dichtenden Johann Meyer.*) Neben diesen Briefschaften erregen Transportzettel für den Staatsgefangenen, Studenten Ludwig Friedrich Reuter (datiert Graudenz 1839, 15. Juni) und die Abbildungen aller Festungen und Festungszellen, in denen der „politische Verbrecher“ gesessen, die Aufmerksamkeit des Beschauers.

Gemischte Gefühle erregen die vielen von Reuter selbst gemalten oder gezeichneten Bildnisse, zu welchen auch etliche Selbstbildnisse gehören, von denen das in der Berliner Stadtvoigtei für die Eltern gezeichnete das beste ist. . . . Ob er nun Lining

*) Beim Korrekturenlesen kommt aus Kiel die Trauerkunde vom Ableben dieses gemütvollen nordalbingischen Dichters, des plattdeutschen Hebel. Er war mein Freund und bleibt mir unvergeßlich. Eine Charakteristik von Johann Meyer (geb. 5. Januar 1829, gest. 15. Oktober 1901), nebst seinem Bildnis und Namenszug, einem faksimilierten Liede und der Ansicht seines ländlichen und lauschigen Poetenheims am Rondeel zu Kiel enthält der erste Band meines Werkes „Was ich am Wege fand“ (S. 127 folg.).

oder Mining Rust oder den kleinen Karl Adam (der als Graukopf an der Gedenkfeier teilnehmen und denen, die ihm zuhörten, viel von seinen Erinnerungen an Reuter erzählen konnte) oder „Lowising" oder einen ihrer Brüder malte, — leblos und hart wurden die Züge oft, auch an Verzeichnungen fehlte es nicht. Nur das landschaftliche Beiwerk, das er manchmal anbrachte, ist leidlich; und die Rose, die auf dem Tische liegt, an den sich Lining und Mining lehnen, könnte auch von einer geübten Blumenmalerin nicht viel besser gemalt werden.

Unter den Frauenbildnissen sind besonders zu erwähnen die der Adelheid Wüsthoff, einer etwas ungeschlachten Jugendgeliebten des Dichters; dann verschiedene Bildnisse der Frida von Bülow, Tochter des Dömitzer Festungskommandanten von Bülow, für welche der Dömitzer Strafgefangene in leidenschaftlicher Liebe entbrannt war. Auch die Adoptivschwestern Lisette und Sophie lernen wir im Bilde kennen, um derentwillen der Vater den „ungeratenen Sohn" unter Kuratel stellen und enterben wollte.

Mehr Talent möchte man dem Karikaturenzeichner Reuter zuerkennen. Seine Skizze des Schäfers Lehsten ist jedenfalls nicht übel; und Adolf Menzel soll beim Anblick dieser flüchtig hingeworfenen Zeichnung gesagt haben, daß ihm in Reuter möglichenfalls ein Konkurrent hätte erstehen können. Allzu ernst wird es die kleine Exzellenz mit diesem Ausspruche nicht gemeint haben; aber es läßt sich nicht verkennen, daß in Skizzen dieser Art sich ein guter Blick für das Wesentliche einer Erscheinung offenbart.

Überaus reichhaltig ist die Sammlung von Zeichnungen und Photographien aller derer, die mit Reuter irgendwie in Beziehung gestanden haben. Ernst schaut Fritz Sahlmann, etwas verschmitzt Onkel Bräsig, verwegen der immer lebendige Fritz Triddelfitz uns an. Aber auch von Schloepke bis zu Ludwig Pietsch treten uns die Freunde des Dichters im Bilde entgegen; natürlich fehlen ebensowenig die Mitglieder des Neubrandenburgischen Freundeskreises, wie die „zwölf Apostel"; und nicht fern von einem Konterfei des

Kammergerichtsrats Kleist, des gefürchteten „blutigen Kleist“, erblicken wir die wohl nach einem Aquarell hergestellte Photographie des Verteidigers von Kunowski, der so kräftig für seinen jungen Schützling einzutreten wußte.

Für Damen wird vor allem das 1824 von der Mutter des Dichters gewebte, nie zur Brautwäsche gelangte, prächtige Tischgedeck Anziehungskraft besitzen, das in einem großen Schranke in seiner vollen Herrlichkeit entfaltet ist; und Ansichtspostkartensammler werden mit Neid auf die Unmasse von Karten blicken, welche dem Dichter und allen durch ihn geweihten Erinnerungsstätten gewidmet und zum Teil vielleicht bereits längst im Handel vergriffen sind.

Zu erwähnen wäre ferner noch das Ehrendoktordiplom für Reuter; dann eine Eintragung Reuters in das Album der Burschenschaft zu Jena und etliche Stammbuchblätter. Ein Kasten beherbergt den letzten Federhalter des Dichters und etliche blaue Briefumschlagoblaten mit Fritz Reuters Faksimile; desgleichen seine Tabakspfeife. An anderer Stelle sehen wir einen Leuchter, einen Glasbecher und Uhrständer aus der Festungszeit, denen sich ein Zigarrentisch und ein Aschenbecher aus glücklicheren Zeiten gesellt. . . . In diesem kleinen Reuter-Museum wird auch der Stock des Amthauptmanns Weber gezeigt, der aus der „Franzosentid“ bekannt ist.

Schließlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß es Onkel Bräsig-Zigarren und einen Reuter-Käse giebt, der als „feinster Sahnendelikateß-Käse“ seinem Schöpfer ein hübsches Jahrgeld einbringen soll.

Damit mag es sein Bewenden haben. Zahlreich sind dem unermüdlichen Reuterforscher für diese Ausstellung von Reuterverehrern und zumal von noch lebenden Verwandten und Freunden leihweise Reliquien zugegangen; ja selbst noch am Tage der Eröffnung liefen Sendungen bei ihm ein, die natürlich nicht mehr untergebracht werden konnten. Man kann sich denken, was für Mühe Gaedertz, dem nur die unermüdlich mithelfende Gattin zur Seite gestanden hat, mit der würdigen Zusammenstellung des ihm

Gehörenden und des ihm leihweise zur Verfügung Gestellten gehabt hat. Den Dank aller Reuterverehrer hat er sich schon allein um dieser Ausstellung willen verdient; und eine noch lebende Schwägerin des Dichters hat diesen Dank nicht nur in edlen Worten, sondern auch in klingender Münze zum Ausdruck gebracht. Dergleichen ist in Deutschland selten — schon deshalb hab' ich es hier erwähnt.

Alles in allem darf gesagt werden, daß es ein glücklicher Einfall war, diese Reuter-Ausstellung ins Leben zu rufen, der wenigstens die Pommern und Mecklenburger ihre liebevollste Teilnehmung schenken sollten. Wenn wir 1910 die hundertste Wiederkehr des Geburtstages Reuters feiern, so würde sich eine in weiteren Grenzen gehaltene Reuter-Ausstellung in der Reichshauptstadt empfehlen: hier in Berlin erst wird sie zur vollen Geltung kommen. („Welt und Haus").

Die humoristische Dichtung pflegt man vielfach nicht als gleichwertig der ernsteren gegenüberzustellen; man anerkennt sie nicht als Kunstwerk im vollen Sinne des Wortes. Dies mag zum Teil darin seinen Grund haben, daß es im Wesen des Humors liegt, die Komposition zu zerstören. Gerade bei den bedeutendsten Humoristen, wie bei Dickens und Jean Paul, zerflattert zumeist die Komposition des Ganzen, kann von einem geschlossenen Aufbau eigentlich nicht die Rede sein.

Anders bei Fritz Reuter. Seine größeren humoristischen Schöpfungen in Vers und Prosa sind in der Tat Kunstwerke. Bei ihm zerstört der Humor keineswegs die Form; im Gegenteil, er hilft sie bauen! Der Humor ist ihm nicht nur die Basis seines Schaffens, sondern auch der Mörtel, der die einzelnen Geschehnisse, die „Steine" des Aufbaues fest aneinanderfügt. Der Humor der Situation, der Charaktere setzt sich bei Reuter, innig verquickt, stets in Handlung um.

Und dieses Moment mag nicht zum wenigsten mit dazu beigetragen haben, daß Fritz Reuter zu den gelesensten Schrift-

stellern gehört, daß er nicht nur den Besten seiner Zeit genug getan, sondern ebenso den breiteren Schichten, daß er ein Volksdichter geworden ist. Ist doch auch der gesamte von Fritz Reuter verarbeitete Stoff dem Volksleben, der Volksseele entnommen; alle Szenen und Situationen sind wahr und natürlich. Er entwarf seine Charaktere so, daß man glaubt, man befinde sich unter Lebendigen, gehe mit ihnen um, lebe mit ihnen. Er zwingt uns gewissermaßen mit sanfter Gewalt zur Mitleidenschaft, zu meist fröhlicher, stets warmer Teilnahme an ihren Schicksalen.

Freilich verdankt Fritz Reuter die Beliebtheit und den Erfolg seiner Werke zu einem Teil auch dem Umstande, daß er sie in einem Idiom geschrieben, das dem Volke mundgerecht, das die tägliche Umgangssprache bildet für den Kleinbürger, den Handwerker, den Bauer in niederdeutschen Landen.

Kein Dialektschriftsteller aus alter und neuer Zeit hat so eingreifend gewirkt wie Fritz Reuter.

Wie mancher Nichtplattdeutsche, vor allem auch in der Reichshauptstadt, wo man berufenen und unberufenen Reuter-Rezitatoren mit wohligem Behagen lauscht, dem es anfangs große Schwierigkeit geboten haben mag, sich in den mecklenburg-vorpommerschen Dialekt hineinzufinden, hat, von dem goldenen Humor in Reuters Schriften übermächtig angezogen, weder Zeit noch Mühe gescheut, sich mit dem ihm fremden Idiom vertraut zu machen, nur um den Humoristen leichter und besser verstehen zu können.

Wie die Werke, so ist auch ihr Schöpfer selbst außerordentlich populär geworden. Und die Freigabe des Nachdrucks seiner Werke, die nach dem dreißigsten Todestage eintritt, wird kaum noch die Volkstümlichkeit Reuters zu erweitern vermögen. Anläßlich dieses Gedenktages hatte der bekannte Reuterforscher Professor Karl Theodor Gaedertz in Greifswald eine Ausstellung von Reuter-Reliquien veranstaltet, der eine Eröffnungsfeier in der Aula der Universität voraufging. Nach dem Gesang des Reuterschen „Eekbom", des Handwerksburschenlieds aus „Hanne Nüte", der von dem Studentenchor stimmungsvoll ausgeführt wurde,

hielt Professor Gaedertz die Festrede „Fritz Reuter in Pommern“, in der er ausführte, daß in Stavenhagen in Mecklenburg wohl die Wiege des Knäbleins gestanden, der Mecklenburger aber in Pommern eine zweite Heimat gefunden habe ....

Der Eröffnung der reichhaltigen Reuter-Ausstellung wohnten zahlreiche Einheimische und Fremde bei. In hübscher Gruppierung bietet sie ein treffliches Bild von dem eigenartigen Lebens- und Werdegang des Dichters. Besonders in die Augen fällt ein goldener Rokokorahmen mit den mecklenburgischen Farben dekoriert, das Ölbildnis von „Dörchläuchting“. Fritz Reuter hat in seiner Erzählung gleichen Namens den für Wissenschaft und Kunst warm begeisterten Fürsten, den Herzog von Mecklenburg-Strelitz Adolf Friedrich IV., vielleicht ein wenig karikiert, und wenn man vor sein Porträt tritt, so beschleicht Einen allerdings auch das Gefühl, daß das Gesicht zu heiteren Serenissimus-Empfindungen wohl Anlaß gegeben haben könnte. Es mutet ganz eigentümlich an, unmittelbar neben diesem altertümlichen Originalgemälde die von Blattpflanzen umrahmte, auf Eichenstamm stehende Büste Reuters zu schauen.

Ringsum in den Wandelgängen, von hohen Säulen getragen, welch ein Reichtum von Erinnerungen an den unerschöpflichen Meister deutschen Humors, der durch so viele Bitternisse hindurch sich die Heiterkeit zu bewahren wußte! Wir wandern mit ihm seinen Lebenspfad, schauen ihn im Elternhause durch Bilder, meist von ihm selbst gezeichnet, denn er war auch ein Held von Pinsel und Palette; begleiten ihn von Festung zu Festung. Bevor er diese schwere Schule und Prüfung durchmachen mußte, wird er uns nahegeführt in der Berliner Stadtvoigtei, deren genaue Ansichten uns gezeigt werden bis auf den Korridor und die Zelle, in der er interniert war, und die Wandelgänge, in denen er sich in bestimmten Stunden ergehen durfte. Das ernste Gesicht des Ministers Freiherrn von Brenn tritt uns entgegen, das wohlwollende des Polizeipräsidenten von Gerlach, der alles tat, um dem jungen Studenten das Los einigermaßen zu erleichtern. Die

Demagogenriecherei war damals so stark, vielleicht auch durch österreichischen Einfluß, in Preußen entwickelt, daß die Freilassung des nicht in preußischen Staaten studierenden, in Berlin nur auf der Durchreise übernachtenden Burschenschafters nicht für opportun gehalten wurde. War es doch das Lebenselixier von „Onkel Dambach", möglichst viele Opfer „staatsgefährlicher" junger Männer in seine Hände zu bekommen. So wurde Reuter wesentlich auf Betreiben dieses Mannes, der dadurch Karriere zu machen gedachte, an die Hausvoigtei überliefert. Das war Dambachs eigenste Domäne. Hier waltete er als Hausherr. Über alle seine Peiniger hat Fritz Reuter milde geurteilt, aber von Dambach sagt er in „Ut mine Festungstid", von ihm würde er dereinst vor Gottes Thron Rechenschaft fordern. Die Ministerialkommission für die „Demagogen" bestand aus den Ministern von Mühler, von Rochow und von Kamptz. Sie alle sehen wir hier in Bildern vorgeführt, Dambach selbst von Reuter gezeichnet in vierfacher Gestalt: so wie er heuchlerisch sich gab, so wie er schon nach dem Empfinden der jungen Leute in Wirklichkeit war, halb Fuchs, halb Mephisto, und dann als Krähe, bereit, gierig ihnen das Herz auszuhacken durch Forschen und Inquirieren. Es sind das kleine, feine Federzeichnungen, die man nicht ohne Interesse betrachten kann. Die Hausvoigtei wird uns vorgeführt in Zeichnungen und Bildern, meist von Reuters Hand. Wir sehen das einstöckige, altersgraue, verwitterte Gebäude, das nun vom Erdboden verschwunden ist, um einem Anbau der deutschen Reichsbank Platz zu machen. Wir erblicken über dem Portal den preußischen Aar, schreiten in Gedanken mit dem jugendlichen „Staatsverbrecher" zu seiner Zelle, gewahren das Innere des Hofes, wo er mit seinen Leidensgefährten, und deren waren nicht wenige, in kurzen gemessenen Freistunden sich ergehen durfte. Dieses mit buntem Stifte von Reuter selbst gezeichnete Bild sehen wir gleichfalls. Die Porträts seines Verteidigers, des Herrn von Kunowski, des Gefangenwärters Wintersberg und einiger mit ihm damals in engem Verkehr stehender Leidensgefährten betrachten wir mit

Interesse, dann das ernste Gesicht des Kammergerichtspräsidenten von Kleist (des Blutigen).

Ohne ein Urteil zu vernehmen, wurde Reuter mit andern Gesinnungsgenossen auf die Festung gebracht, und zwar zunächst nach Schlesien auf die hochgelegene, von Friedrich dem Großen erbaute Festung Silberberg. Von dort ging es nach Glogau, wo Reuter in einem neuerdings abgerissenen kleinen Gebäude untergebracht wurde. Wie dieses ausschaute, sehen wir durch eine zeitgenössische Skizze. Hier beginnt eigentlich erst des Dichters ergreifende Schilderung seiner „Festungstid". Der erste Kommandant war ein General von Lützow, Bruder des bekannten Patrioten. Aber jener hatte wenig Ähnlichkeit mit diesem Freiheitskämpen. Er empfing den Demagogen nicht, sondern verwies ihn an den zweiten Kommandanten „Oberst v. B.". Hinter diesem Pseudonym verbirgt sich ein Oberst von Wichert, dessen Tochter unserm Reuter das erste Weihnachten auf der Festung verschönte. Sie, voll Mitleid mit dem jungen Gefangenen, ließ ihm ein Körbchen mit allerhand Erquickungen geistiger und leiblicher Art durch den Burschen überbringen. Einige Tage später, als durch den zweiten Kommandanten es Reuter gestattet war, auf den Wällen ein Stündchen zu promenieren, begegneten ihm zwei Damen, eine alte und eine junge. Die Blicke trafen sich. Reuter fragte, wer denn diese Damen seien, und erfuhr, daß es die Gemahlin des Obersten von Wichert und dessen einzige Tochter Julie wären. Dieselbe also, die ihm zum Weihnachtsabend eine so freundliche Gabe gesandt hatte. Da wandte er sich um und auch sie. Vorüber! Sinnig fragt er in „Ut mine Festungstid": Was nun wohl schöner sei: Gottes Schöpfung — die Natur, oder ein Mädchenauge, und kommt zu dem Schlusse, „daß über einen solchen Blick aus holdem Mädchenangesicht doch nichts geht". Später erfuhr er, daß dieser Stern in dunkler Nacht bald darauf erlosch, daß die junge Dame schon an dem folgenden Weihnachten starb. Wir sehen ihre liebreizende Persönlichkeit in einer treffenden Abbildung.

In Graudenz setzt eine glücklichere Epoche in des Dichters Haft ein. Hier erglühte abermals sein Herz für eine junge Schöne, die ihm indes durch einen Rivalen abspenstig gemacht wurde, wie er selbst so ergötzlich erzählt. Aurelia und lütt Ida=chechen lernen wir hier zum ersten Mal in Porträts kennen, daneben den Unteroffizier Bartels, der bei den Spaziergängen nur erlaubte, bis zu einem bestimmten Baume zu gehen, der ärgerlich war, daß sie den Pfahl so drückten, der gegenüber der Wohnung von Aurelia sich befand, und bei jeder verräterischen Bewegung äußerte: „Das muß ich dem Kommandanten melden.“

Hochinteressant ist eine Fülle von Mitteilungen, die sich auf Reuters Kampf ums tägliche Brot beziehen. In offenherziger Weise schreibt er, wie es ihm das Beste und Wichtigste zu sein scheine, von der Wissenschaft zur Landwirtschaft überzugehen. In einem längeren Briefe schildert er seine Vergangenheit und betont darin freimütig eine ihm anhaftende Schwäche, nämlich die durch die lange Festungshaft in ihm entstandene Neigung zum Trinken. Rührend ist es, dies sein Bekenntnis zu lesen.

Allgemein bekannt ist es, wie Fritz Reuter aus der problematischen Natur, zu der ihn weniger sein Charakter, als vielmehr sein Schicksals= und Werdegang verdammt zu haben schien, sich zum gefeierten Dichter durchrang. Nicht wenig hat dazu auch das edle, großzügige Verhalten seiner nachmaligen Gemahlin, Luise Kuntze, der Tochter eines Pfarrers, beigetragen. Zweimal hat Reuter diese in Pastell und Kreide gleich nach der Verlobung gezeichnet und dazu eine schelmische Beschreibung geliefert. Die „Stromzeit“, die Schulmeisterzeit und dann sein Aufsteigen in die Ruhmeshalle als Schriftsteller — wie lehrreich, fesselnd und anheimelnd veranschaulichen das Hunderte von Briefen, Bildern, Dichtungen und Andenken!

Mit Eisenach endet der Rundgang durch Reuters Leben. Wir treten in die Villa, die wir aus großen Wandbildern kennen lernen, in seine Studierstube, in seinen Salon, den terrassenförmigen Garten, erfreuen uns seines durch redliches Mühen er=

worbenen Reichtums und Ruhms, und schließen unsere Wanderung, indem wir vor einen Schaukasten treten, der uns ernst und wehmütig stimmt. Darin liegen die letzten Andenken an ihn; seine Aufbahrung, nach Originalphotographie, die erste Skizze zu seinem Grabdenkmal, und wie es jetzt aussieht; die Traueranzeige von seinem Hinscheiden am 12. Juli 1874; Lieblingsgegenstände, die er in Gebrauch hatte, so die Schreibfeder und den Federhalter, die er jahrelang bis zuletzt benutzte; das elfenbeinerne Falzbein und Lesezeichen, geziert mit „Glaube, Liebe, Hoffnung", die Beschreibung seiner Bestattung und rührende Briefe von Luising, worin sie an Freunde und Freundinnen dem Schmerz über den Verlust ihres geliebten Fritz erschütternden Ausdruck leiht.

(Ferd. Jansen in „Vossische Zeitung".)

Die Fritz-Reuter-Ausstellung ist in der Universitätsaula von Greifswald eröffnet worden. Sie ist von hoher Bedeutung für die Erkenntnis des Werdeganges des Dichters. Wir gehen mit ihm seinen Lebenspfad, sehen ihn im Elternhause — immer durch Bilder, meist von ihm selbst gezeichnet; denn er war gleich Goethe, Keller und anderen Geistesheroen mit Crayon und Stift ein Meister, wenn auch Dilettant — begleiten ihn von Festung zu Festung. Ehe er diese schwere Schule und Prüfung durchmachen mußte, wird er uns gezeigt in der Berliner Stadtvoigtei und Hausvoigtei. . . .

Ohne ein Urteil zu vernehmen, wurde Reuter auf die Festung transportiert, und zwar nach Silberberg im Eulengebirge. Dort treten wir mit ihm in seine Zelle, deren Authentizität erst durch Professor Gaedertz nachgewiesen ist — früher wurde nämlich den Besuchern eine falsche gezeigt —, und die nun, mit Andenken an den großen Dichter geschmückt, den Besuchern sich freundlicher präsentiert. Wir sehen die Leidensgefährten im Bilde, welche mit ihm jene trübe Zeit in den dunklen Kasematten vertrauerten. Und eines Tages hieß es: Weiter nach einer neuen Festung!

Diese war Glogau. . . . Alle die dortigen Stätten und Persönlichkeiten sehen wir vor uns in Abbildungen.

Plötzlich hieß es: Fort von Glogau nach Magdeburg! Unterwegs rastete er in Belitz, gütig aufgenommen von dem Wirte am Markte und dessen zwei Töchtern, von denen die eine ihn durch ihr Klavierspiel erfreute, die andere durch ein Abendessen mit schönen Pellkartoffeln. Dankbar gedenkt er dieser Persönlichkeiten im Vorübergehen in seiner „Festungstid." Hier schauen wir sie nun ebenfalls im Bilde. In Magdeburg wurde Reuter zuerst „irrtümlich" auf der Zitadelle abgeliefert. Dort hieß es: er gehöre ins Inquisitoriats-Gebäude! Dieses tritt uns vor Augen mit seinen vergitterten Fenstern. Wir schreiten mit dem Gefangenen über die Treppen in die enge Zelle, und hier wiederholt sich dasselbe Trübe, was er schon in der Hausvoigtei zu Berlin durchgemacht hat. Ein unerbittlich strenger Wärter, ein hartherziger Kommandant, Graf Hacke, Pendant zu Onkel Dambach. Dann etwas Erfreuliches: die Begegnung mit mehreren von Berlin schon bekannten Leidensgenossen, vor allem mit dem Studiosus Grashof, dem er seine „Festungstid" nachmals gewidmet hat. Um mit ihm ein und denselben Raum bewohnen zu können, richtete Reuter an den Kommandanten mehrere Gesuche, die ebenfalls im Original vorliegen. Hier begann nun insofern eine bessere Zeit, als er durch sein Zeichentalent sich Trost und Abwechselung zu verschaffen wußte. Er malte die Gefährten, den Gefängniswärter Maaß, ja den Platzmajer Singer, dessen Bildnis den Höhepunkt seiner künstlerischen Tätigkeit bezeichnet.

Dann hieß es wieder eines Tages: Auf nach Graudenz! . . . Es waren doch leidliche Zeiten, die auf der alten Courbière-Festung! Auch hier kam das Scheiden verhältnismäßig rasch. Eines Tages mußte er Urfehde schwören, nie wieder auf preußisches Gebiet seinen Fuß zu setzen, und sein Transport begann nach der kleinen mecklenburgischen Festung Dömitz an der Elbe.

Diese Überweisung in die Heimat hatte Reuter wesentlich seinem Großherzog Paul Friedrich zu danken, der sich persönlich

bei seinem Verwandten, dem König von Preußen, für seinen Untertan verwendet hatte. Der Transportzettel ist erhalten mit einem genauen Signalement des jungen Reuter. Sein Empfang seitens des jovialen Kommandanten Oberstleutnant von Bülow und seiner jugendlichen Töchter, eine immer schöner als die andere, machte ihm den Rest der Festungszeit weniger fühlbar. Auch hier wieder sehen wir sämtliche Personen und Stätten in meist von Reuter selbst skizzierten Bildern vor Augen. Mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. erfolgte die Amnestie und auch Reuters Freilassung. Da hieß es: „Was nun?"

Auf Wunsch des Vaters versuchte er noch einmal das Studium der Jurisprudenz nach sieben verlorenen Festungsjahren. Die Eingabe an das württembergische Ministerium, in Tübingen studieren zu dürfen, wurde abgelehnt. Diese Eingabe ist ebenfalls handschriftlich sichtbar. Darauf wandte er sich nach Heidelberg, wo es ihm besser erging, wo er, der Burschenschafter, dem Korps der Westphalen sich anschloß, wovon noch Aufzeichnungen und das von ihm gezeichnete Bildnis eines Korpsbruders Wagner Zeugnis ablegen. Es war eine feuchtfröhliche Zeit. Der Vater rief seinen Sohn zurück, in der Besorgnis, daß ein Student, ein zukünftiger Richter und Verwaltungsbeamter doch an ihm verloren sei, ließ ihn sich erholen in dem Kirchdorf Jabel in Mecklenburg, wo sein Oheim Pastor war, wo Küster Suhr amtierte. Dann begann die „Stromtid." Pächter Rust auf Demzin nahm sich seiner an, der Vater von Lining und Mining, deren Ölgemälde, von Reuter selbst verfertigt, wir mit lebhaftem Interesse schauen. Auf dem benachbarten Pfarrdorfe Rittermannshagen lernte Reuter sein Luising kennen, auch Fritz Peters, und nun kam sein Leben erst in die rechte Bahn. Peters, der Pächter des Gutes Thalberg bei Treptow an der Tollense, lud ihn zu sich ein und bestimmte ihn auf Anregen des dortigen Justizrats Schröder, des Vaters des jetzigen Geh. Hofrats Richard Schröder, sich in dem pommerschen Städtchen als Lehrer niederzulassen. Dort gründete er seinen traulichen Herd an der Seite von Luise Kuntze,

einer Tochter des Pastors Kunße in Roggenstorf. In Treptow ließ er sich als Preuße naturalisieren, wie die vorliegenden Originalakten des dortigen Magistrats und die Genehmigung der Königlichen Regierung zu Stettin zeigen. Sechs Jahre brachte er in dem freundlichen pommerschen Städtchen zu, redigierte hier auch noch das Unterhaltungsblatt für beide Mecklenburg und Pommern, welches schon in Neubrandenburg gedruckt wurde, wohin er 1856 übersiedelte. Dort entstanden seine Hauptschöpfungen, vor allem „Ut mine Stromtid". Dann kam das Finale, sein otium cum dignitate in Eisenach, in seiner von ihm selbst gebauten, aller Welt bekannten Villa. Bedarf es da noch weiterer Mitteilungen? Wohl kaum! Aber nicht ohne Teilnahme wird man in Bildern, Briefen, Gedichten alles betrachten, was aus dieser Ruhmeszeit stammt. Man wird schier erdrückt durch die Fülle von künstlerischen Darbietungen, die dem Auge des Beschauers sich präsentieren, bis zuletzt, als ihn der Engel des Todes berührte, als er im Sarge lag, zu Grabe geleitet wurde unter fast fürstlichen Ehren, als seine trauernde Witwe ihm die letzte Heimstätte bereitete. Ihre Briefe über den Heimgang des geliebten Mannes wird keiner ohne Rührung lesen.

(„Berliner Lokal-Anzeiger.")

Fritz Reuters Volkstümlichkeit, die sich stets in aufsteigender Linie bewegte, hat bereits einen solchen Höhepunkt erreicht, daß die nach dem dreißigsten Todestage eintretende Freigabe des Nachdrucks seiner Werke wohl kaum noch eine bedeutsame Steigerung der Popularität des Dichters bedeuten mag. Gehört er doch schon seit langem zu den am meisten gelesenen Schriftstellern überhaupt. Nicht nur den Besten seiner Zeit hat er genug getan, sondern ebenso den breiten Schichten, sodaß er zum Volksdichter geworden in des Wortes bester Bedeutung.

Die Volkstümlichkeit des Dichters bekundete auch die von Professor Dr. Karl Theodor Gaedertz veranstaltete Gedächtnis-

feier, verbunden mit einer Fritz Reuter-Ausstellung, die sehr reich beschickt war und ein interessantes Bild von dem Werde- und Lebensgang des Dichters bot. Eine zahlreiche Versammlung hatte sich eingefunden. Als Vertreter der Kaiserin, welche zu der Feier eingeladen war, hatte diese den zur Zeit in der Nähe von Greifswald weilenden diensttuenden Kammerherrn von Behr-Pinnow beauftragt, über die Ausstellung Bericht zu erstatten. Die Professorenschaft der Greifswalder Universität war fast vollzählig vertreten.

Hochinteressant ist es, eine Fülle bisher kaum in weite Kreise gedrungener Mitteilungen kennen zu lernen. Schon gleich die Schülerjahre offenbarten den in ihm schlummernden Dichter. Ganz im Geiste Schillers richtete er an seine Jugendliebe, die Tochter des Geh. Hofrats Bürgermeisters Wüsthoff, Adelheid, in Parchim, ein Liebeslied, zeichnete sie ab, sie, mit der er später, als er ein berühmter Mann geworden war, wieder in nähere Verbindung trat. Dokumente, die unsere Sympathie beim Lesen und Beschauen erwecken. Aus der Schülerzeit finden wir ferner eine Reihe von Stammbuchblättern, zum Teil mit bunten Figuren von ihm selbst gemalt, unter andern eine alte Xantippe darstellend, mit dem Rat an den Freund, solchen „Saubesen“ sich niemals zu seiner Ehehälfte auszuwählen, oder einen frischen jungen Burschen darstellend, mit dem Winke, daß, falls ihm eine Spröde einen Absagebrief schicke und dadurch Verdruß bereite, er solchen lieber als Fidibus benutzen möge. Ernster lautet ein drittes Stammbuchblatt: „Sei so glücklich, wie du es verdienst.“ In einem andern Stammbuch sehen wir die feste Handschrift von Fritz Sahlmann, dem Schreiber beim Amtshauptmann Weber, beide Persönlichkeiten wohl bekannt aus „Franzosentid.“ Ihn selbst, den biedern Amtshauptmann, und seine Frau „Neiting“ (Agnese) gewahren wir zur Seite Sahlmanns in Bildern, das Schloß zu Stemhagen (Stavenhagen) und weiterhin Ivenack mit dem herrlichen Forst, wo er unter Führung von Onkel Herse als Junge so gern umherstreifte und die Vogelstimmen belauschte, die er nach-

mals in „Hanne Nüte“ so entzückend und natürlich nachgeahmt hat. Keiner kannte bisher das Antlitz des Onkels Herse, keiner von uns jetzt Lebenden, und seiner prächtigen Frau, der Tante Herse; hier sehen wir sie beide in Silhouetten vor uns. Und dann Küster Suhr und seine energische Frau, die wir aus der „Reis' nah Belligen“ liebgewonnen haben, und „all' un all de annern!“ Wo soll man anfangen, wo aufhören? Aber doch! Wir müssen einzelne Persönlichkeiten noch hervorheben aus einer späteren Periode, aus der „Stromtid“. Da sehen wir den Stadtmusikanten Berger, der zu Ehren von Onkel Bräsig mit seinen Musikanten bläst: „Stolze Lorbeeren blühen, wo der Sieger schläft.“ Da gewahren wir den „nägenklauken“ Färber Johann Meinswegen (in Wirklichkeit geheißen Ladendorff), vor allem aber den weltbekannten Windhund Fritz Triddelfitz, der Luise Hawermann anschwärmte und andichtete, der mit seiner Tante, der Pastorin Behrens, die ja „die nächste dazu“ war, ein Rendezvous im Wassergraben hatte unter dem Beistande von Onkel Bräsig. Triddelfitz hieß eigentlich Karl Träbert, war Sohn des Oberförsters aus Golchen und mit Reuter Volontär auf dem Gute von Peters. Wir geraten so unwillkürlich in die „Stromtid“, aus der uns viele Figuren im Bilde vor Augen treten, so der Rektor Ludwig Reinhard, Präsident des Rahnstädter Reformvereins, Zimmerling Schulz mit seinem „'Rut! 'rut!“ Und dann auch Nebenfiguren, wie den kugelrunden Justizrat Schröder und die liebenswürdige Frau Doktor Adam und andere. Alle, alle in Bildern vorgeführt. Natürlich fehlt auch die Hauptperson, Onkel Bräsig, nicht! Daneben seine Lieblinge Lining und Mining, von Reuter selbst in Öl gemalt. Sie sind die Töchter des Gutpächters Rust auf Demzin, einem gräflich Hahn-Basedowschen Gute, welche sich um Fritz Reuter sehr verdient gemacht haben. („Deutsche Tages-Zeitung“).

Wer den Dichter will verstehn, muß in Dichters Lande gehn. Wohl bei keinem Poeten mag dies Goethewort sich in gleichem Umfange bewahrheiten wie bei dem Dialektdichter und vornehm-

lich bei Fritz Reuter, dessen Schöpfungen ausnahmlos in der Heimat Schoß wurzeln. Ihr verdankt er die Sprache, in der er dichtete, den Stoff zu seinen Werken in Poesie und Prosa, die Vorbilder zu seinen Charakteren, die er so wunderbar plastisch formte. Doch das sind im Grunde Äußerlichkeiten, die erst unter dem alles belebenden Hauche eines schöpferischen und schaffenden Dichtergenius Leben und Gestaltung gewinnen. Das vermag die Heimat nicht zu geben, das sprudelt aus verborgenen Tiefen der Phantasie, des Geistes, der Seele.

Als einen Wegweiser, der das Auffinden dieser verborgenen Quellen wesentlich zu erleichtern vermag, der nicht wenig zu dem Verständnis der Eigenart eines Dialektdichters, wie es vor allem doch Fritz Reuter ist, beiträgt, können wir in erster Linie die den ganzen Werde- und Lebensgang des großen Volksdichters in Briefen, Bildern und sonstigen Erinnerungen vorführende Ausstellung zu Greifswald bezeichnen.

Wir erblicken hier eine Reihe von Dokumenten, die uns in die trübste Zeit Reuters führen. Nach den Festungsjahren verzweifelte der Vater, daß aus dem Sohne etwas werden könne. Er hatte sich sein Vermögen sauer erworben und den begreiflichen Wunsch, daß es nicht verloren ging. Dem einzigen Kinde und seiner Zukunft mißtrauend, setzte er ihn nur auf ein Pflichtteil, zwei Drittel des Vermögens für die beiden illegitimen Töchter bestimmend. Fritz, der Gutmütige und Gutherzige, hatte nichts dagegen einzuwenden. Näheren Aufschluß über diese Familienangelegenheiten bieten die testamentarischen Bestimmungen des alten Bürgermeisters. Freilich, wenn wir es recht bedenken, kam sein Sohn doch sehr dabei zu kurz. Vielleicht mag den Vater zu der gewiß strengen und herben Auffassung die Besorgnis bewogen haben, daß sein „Friedrich“ doch nicht im stande wäre, das Ererbte zu Rate zu halten. So ging er sogar soweit, durch letztwillige Verfügungen ihn unter Kuratel zu stellen. Der Apotheker Grischow in Stavenhagen, Onkel Herses Nachfolger, und der Pastor-Oheim in Jabel wurden zu seinen Vormündern bestellt

und von der Großherzoglichen Kanzlei in Güstrow anerkannt. Ausgelegte Dokumente und Briefe geben darüber wehmütige Aufschlüsse. Wie sehr hatte sich doch der Vater in seinem Sohne, den er zu nichts Gutem, geschweige denn Großem berufen erachtete, geirrt! Unwillkürlich beschleicht uns ein Gefühl des Mitleids für den alten Bürgermeister Reuter, den sonst so klarschauenden Mann.

Freundlichere Eindrücke als aus diesen uns vorgeführten Aktenstücken gewinnen wir durch andere Dokumente. In „Schurr-Murr" schildert der Dichter seine Vaterstadt Stavenhagen. Wir betrachten gern die Gestalten und Stätten aus diesem seinem Jugendparadies. Da tritt uns „de Rekter-Schaul" vor Augen an der Ecke der kleinen Kantorgasse mit dem den Bakulus schwingenden Rektor Schäfer, der den jungen Reuter unterrichtete. Eine Verwandte desselben hat sein Bildnis und Aufzeichnungen an Professor Gaedertz gesandt, die dartun, daß er wohl kaum geahnt hat, was aus seinem Lieblingsschüler Reuter noch dereinst werden würde. Weder seine Leidenszeit, noch seine späteren Ruhmesjahre! Auch nicht der alte Amtshauptmann Weber, diese kernfeste Gestalt, der Pate von Fritz Reuter. Beide Prachtmenschen hätten sich sicherlich gefreut über diesen ungeahnten Entwickelungsgang des Knaben. Weber war befreundet mit dem nachmaligen preußischen Justizminister von Kamptz, der auch aus Mecklenburg stammte und in der Nähe von Stavenhagen begütert war. Kamptz scheint doch besser gewesen zu sein, als sein Ruf. Triebfeder der Demagogenhetze waren, wie es so oft im menschlichen Leben geht, untergeordnete Kreaturen, die trefflich den Mantel nach dem Winde zu drehen verstanden, um sich selbst dadurch in ein möglichst gutes Licht zu setzen und Karriere zu machen. Solche Männer waren der gefürchtete Inquirent Geheimrat von Tzschoppe und der Hausvoigteidirektor Dambach, deren Bildnisse man mit einem gewissen Schauder betrachtet. Ihnen gesellt sich hinzu der Festungskommandant Graf Hacke in Magdeburg — par nobile fratrum, dessen Bild neben den beiden Erstgenannten uns vorgeführt wird.

Wie schauerlich die kleine Zelle Reuters im Inquisitoriatsgebäude in Magdeburg, wo Reuter büßen mußte, nicht auf der Zitadelle, wohin er als Staatsgefangener eigentlich gehörte! Nur wenn er auf eine Bank stieg, konnte er mühsam durch das kleine vergitterte Fenster hinaussehen in Gottes freie Natur. Wir gewahren die Treppen, die er mit seinen Leidensgefährten hinaufstieg, um in diesen dunklen Raum zu gelangen, den engen Hof, wo er die schmal bemessenen Freistunden Luft schnappen durfte. Und welche Luft, da Kloaken sie verpesteten! Auf dem Bilde des Regierungskommissars, der auf die flehenden Berichte Reuters und seiner Leidensgefährten an das Kriegsministerium abgesandt wurde, sehen wir menschlich wohlwollende Züge. Neben dem Porträt liegen zwei Gesuche von Reuter und seinem Mitdulder Grashof an Se. Exzellenz den Kommandanten General von Hacke um Gewährung einer gesunderen Zelle mit dem Vermerk „Genehmigt". Das sind gewiß interessante Schriftstücke, die man nur mit innigster Teilnahme betrachtet.

Und ferner! Wie sehnten sich die Jünglinge während der Magdeburger Haft nach einem Kirchgange, zumal in der heiligen Weihnacht! Zwar den Zutritt in die Zelle verweigerte Se. Exzellenz dem Prediger Leist nicht — wir haben zwei solcher Erlaubnisscheine vor unseren Augen —, aber über den Bereich der Mauern des Inquisitoriatsgebäudes durften diese „Verbrecher" nicht hinaus, wäre es auch unter Bewachung von Unteroffizieren gewesen. Hinter dem Schaukasten durch das Glas erblicken wir eine Eingabe, die uns zu Herzen geht, mit der flehentlichen und devoten Bitte an den Grafen Hacke, doch zu erlauben, daß Reuter und seine Gefährten auch einmal Gottes Wort in der Kirche hören dürften. Nein, sie könnten ja entweichen! Erst der unvermutet eingetretene Tod dieses streng sich an seine Vorschriften haltenden Kommandanten machte einen so begreiflichen Wunsch möglich. Es war sein Nachfolger der General von Thile, eine durchaus edel und human denkende Natur, der Schwiegervater des früheren Merseburgischen Regierungspräsidenten Herrn

von Diest, der sofort das genehmigte, was bisher den jungen Leuten verweigert wurde. Mit dieser Tröstung im Herzen kehrte Reuter der Festung Magdeburg den Rücken, denn bald darauf hatte auch seine Abschiedsstunde dort geschlagen. Zur Winterzeit wurde er nach Graudenz transportiert, beim gefährlichen Eisgang über die Weichsel, wie es uns in mehreren Aquarellbildern anschaulich vor Augen geführt wird.

Das gerade Gegenteil von dem Magdeburger Kommandanten war dort der Generalmajor von Toll. Und wenn man vorher vielleicht mit Entrüstung und Schmerz die Magdeburger Plätze und Persönlichkeiten betrachtete, so überkommt Einen ein beruhigendes Gefühl — zittert man doch unwillkürlich mit Reuter und durchlebt mit ihm alle Stationen seiner unverschuldeten Leidenszeit —, wenn man das gütige Gesicht dieses Kommandanten anschaut, der in der Tat alles daran setzte, die Lage der „politischen Verbrecher" zu erleichtern. Und vollends erst wenn wir die Züge des originellen Oberst von Bülow und seiner so mild dreinschauenden Gemahlin auf der kleinen mecklenburger Festung Dömitz anblicken und dazu die niedlichen Gesichter seiner Töchter, in deren eine, Frida, Reuter sich sterblich verliebte, dann wissen wir, daß eine verhältnismäßig goldene Zeit für ihn angebrochen war, eine Zeit, die ja bald durch den Heimgang Friedrich Wilhelms III. und die Thronbesteigung seines Nachfolgers ihre Endschaft erreichte.

Auf dem Wege ins Vaterhaus rastete Reuter bei einem Jugendfreunde Flörke; es ist nicht ohne Interesse, das Porträt zu betrachten, das Reuter auf der Festung von ihm skizziert hat. Wie er heimwärts schritt durch die Heide, wußte er nicht, welcher Weg nun der rechte war, und wohin er seine Schritte lenken sollte. Einen Lieblingshund des Kommandanten von Bülow hatte er als Geschenk mitbekommen; als er, Reuter, auf dem Scheidewege stand und nicht wußte wohin, ob gleich ins Vaterhaus oder anderwärts, — da schritt dieses Tier ihm voraus und wies ihm den Pfad. Diese Stätte ist jetzt durch einen mächtigen Steinblock

gekennzeichnet und dieser mit einer bezüglichen Inschrift versehen, eines von den vielen Bildern, die man sicherlich nicht ohne Teilnahme sich anschaut, — es wirkt auf uns wie ein Trost für Zagende und Verkannte. („Hamburgischer Korrespondent“.)

Die von Prof. Dr. Karl Theodor Gaedertz in Anlaß des dreißigsten Todestages Fritz Reuters in der Aula unserer Universität veranstaltete Reuter-Ausstellung bildet in der Tat eine in ihrer Art ganz einzig dastehende Sammlung und bietet schon beim oberflächlichen Anschauen, beim ersten Besuch eine Fülle des Anregenden; wie vielmehr nicht demjenigen, dem die Zeit es gestattet, alles, insbesondere die Hunderte von Schriftstücken, Dokumenten, Briefen rc, die hier sich, wie noch nie, zusammen gefunden haben, eingehender zu studieren. Wenn man die Aula betritt, so fallen zunächst vor dem Katheder inmitten einer Pflanzengruppe die Büste Reuters und daneben das lebensgroße Ölbild „Dörchläuchtings“ im prächtigen, mit dem mecklenburger Wappen geschmückten Rahmen, das der Fürst, der hier studierenshalber sich aufgehalten, der Universität nach seinem Abschiede von Greifswald verehrt hat, in die Augen. An den Seitengängen der Aula, unter der Galerie, befinden sich auf Tischen, in Glasschränken und -Kästen nun die eigentlichen Ausstellungsgegenstände; in größter Zahl, wie schon gesagt, Schriftstücke, welche sich auf Reuter, dessen Familienmitglieder und Freunde beziehen. Des weiteren eine große Anzahl von Öl-, Pastell- und Kreidezeichnungen von der Hand Reuters aus den verschiedensten Perioden seines Lebens, teils Porträts, teils Bilder landschaftlichen Charakters, darunter die Porträts von Lining und Mining, die beiden „lütten Druwäppel“ aus der „Stromtid“, und ein Kinderbild unseres Mitbürgers Herrn Karl Adam. Ansichtspostkarten neueren Datums führen uns Reuter, Reuter-Stätten, Reuter-Figuren vor Augen und legen Zeugnis ab von der Hochachtung seines Andenkens auch in den Kreisen der Industrie. Einen originellen Beleg hierfür bietet die Umhüllung der von der Genossenschafts-Meierei Stavenhagen her-

gestellten Reuter-Käse. Den zahllosen Photographien Reuters und solcher Persönlichkeiten, die zu ihm und seinen Werken in Beziehung standen, reihen sich wirkliche Reuter-Reliquien an, d. h. solche Gegenstände, die in seinem eignen Gebrauch oder zu seiner Person in Beziehung standen. Da ist an erster Stelle zu nennen das von der philosophischen Fakultät der Universität Rostock 1863 für Reuter ausgestellte Ehrendoktor-Diplom, sein Zigarrentisch, Uhrständer, Gläser, Aschenbecher, Pfeife, Siegelmarken mit dem Namenszug Fritz Reuters. Ein Glasschrank beherbergt die sämtlichen Ausgaben Reuterscher Werke, Illustrationen zu diesen, sowie von Personen, Ortschaften 2c, die auf Reuters Leben — insbesondere die „Festungstid" — Bezug haben, und eine Anzahl zierlicher Silhouetten von der Meisterhand unseres zu früh verstorbenen Landsmanns Paul Konewka. Aus dieser flüchtigen Aufzählung schon vermag der Leser zu ersehen, welch eine Fülle von Material Herrn Professor Gaedertz zusammenzubringen hier gelungen ist. Dem verdienten Reuterforscher mag dies an sich schon eine Genugtuung sein; sicherlich aber erwächst ihm selbst aus dieser reichhaltigen Ausstellung weiteres Material für das von ihm mit so viel Fleiß wie Glück gepflegte Spezialgebiet literarhistorischer Arbeit. Und darin wird Professor Gaedertz sicher den wesentlichsten Lohn für seine nicht unerhebliche Mühewaltung bei der Veranstaltung dieser Reuter-Ausstellung finden.

(„Greifswalder Tageblatt").

Die aus Anlaß der dreißigsten Wiederkehr des Todestages Fritz Reuters von seinem Biographen Herrn Professor Gaedertz in Greifswald veranstaltete Fritz Reuter-Ausstellung ist weithin bis in die höchsten Kreise hinauf lebhaftem Interesse begegnet. . . .

Die Stadtvertretung Stavenhagens hatte offiziell auf die Einladung ablehnend geantwortet; umsomehr war Herr Professor Gaedertz erfreut, gestern vor Schluß der Ausstellung doch noch eine Anzahl Herren und Damen aus Reuters Vaterstadt ‚Stemhagen' gewissermassen als deren Vertreter begrüßen zu können./Er machte

die Besucher persönlich auf die wichtigsten neueren Stücke seiner umfangreichen Sammlungen aufmerksam und gab eingehende Erläuterungen dazu. Auf die Ausstellung selbst können wir bei der Fülle des Stoffes, das ernste, wissenschaftliche Forschung und unermüdlicher, liebevoller Sammeleifer zusammengebracht haben, nicht näher eingehen; wir verweisen auf die bereits erschienenen Bände: „Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen". Das reichhaltige Material, das alle Lebensperioden des Dichters umfaßt, und das sich auch auf alle Personen und Orte erstreckt, mit denen Reuter irgend in eine Beziehung getreten ist, war systematisch in Gestalt von Aktenstücken, Briefen, Bildern und anderen Gegenständen übersichtlich geordnet in Schränken und Kästen in der Aula der Universität ausgestellt. Ein lebensgroßes Bildnis des Herzogs Adolf Friedrich IV. von Mecklenburg-Strelitz, der einst Rector magnificentissimus der pommerschen Hochschule war, und dessen Persönlichkeit Reuter als „Dörchläuchting" poetisch verwertet hat, deutete die Beziehung an, die den Namen Reuter mit Greifswald verbindet; übrigens waren es auch Lehrer dieser Hochschule gerade, die dem literarischen Ruhme des plattdeutschen Dichters den Weg bahnten. Wenn der Besuch der Reuter-Ausstellung im ganzen hinter den Erwartungen des Veranstalters zurückgeblieben ist, so daß ihm voraussichtlich ein Teil der beträchtlichen Unkosten selbst zu decken bleiben wird, so ist der ideale Erfolg nach doppelter Richtung ein bemerkenswerter: sie hat für die Lebensgeschichte Reuters dem Biographen und Literarhistoriker viel neues, bisher nicht bekanntes Material geliefert; vor allem ist durch Zuschriften und Zusendungen aller Art wieder bestätigt worden, wie sehr Fritz Reuters Schöpfungen über die Grenzen seiner engeren plattdeutschen Heimat hinaus, man kann mit vollem Recht sagen in die ganze Welt und in alle Volksschichten, gedrungen sind und überall eine ungeahnte Würdigung und Wertschätzung gefunden haben.

(„Mecklenburgisches Wochenblatt.
Amtlicher Anzeiger für Stavenhagen".)

Die älteste preußische Universität Greifswald hat es sich nicht nehmen lassen, durch einen feierlichen Akt und eine Reuter-Ausstellung den dreißigsten Todestag des Mannes zu begehen, der vor einem halben Jahrhundert in der Provinz Pommern gelebt und gewirkt hat, in Greifswald selbst viele persönliche Freunde besaß und dort auch mehrere seiner Erstlingsschöpfungen im Drucke erscheinen ließ. Nicht nur ging die Idee zu dieser Reuter-Huldigung von dem wohl jedem Verehrer Reuters bekannten Literarhistoriker Prof. Dr. Karl Theodor Gaedertz aus, sondern er hat auch die ganze Sammlung zusammengebracht, die ganze Mühewaltung der Anordnung freudig und selbstlos übernommen. So mußte denn auch etwas Gediegenes zu stande kommen. . . .

Der Saal mit seinen Säulen und Galerien machte einen imposanten Eindruck im Schmuck der Fahnen mit den mecklenburgischen, preußischen und deutschen Farben, sowie der grünen Topfgewächse. Sehr wirkungsvoll hob sich aus einem Hain von Lorbeerbäumen die Büste des Dichters ab, und ihm gegenüber das barocke Bildnis eines seiner Helden, nämlich „Dörchläuchting", der Anno 1753 an der Hochschule zu Greifswald studierte und nachmals dieser sein Konterfei dorthin gestiftet hatte. Auf die Ausstellung paßt wohl das Goethesche: „Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit". Von der Wiege auf mecklenburgischem Boden bis zum Grabe in thüringischer Erde — durch alle Phasen seiner stürmischen, von Unglück und Leid verfolgten Jugend, bis zu der Stille und Idylle, welche er im Alter zu Eisenach genoß in seiner Villa mit schattigem Garten begleiten wir Fritz Reuter. Hunderte von Handschriften in Poesie und Prosa, von Zeichnungen und Gemälden, die er selbst geschaffen, von sonstigen Bildern, Büchern und Büsten, sachlich geordnet, wie jedes zu einander gehört, alles dies erregt des Beschauers Teilnahme und Interesse.

Ganz besonders fesselt uns Thüringer die Abteilung „Jena" und „Eisenach". In der lieblichen Musenstadt an der Saale hat Reuter bekanntlich studiert als Mitglied der Burschenschaft und

die schwarzrotgoldenen Farben getragen. Das sollte sein Verhängnis werden. Mit vielen seiner Kommilitonen wurde auch Reuter von der preußischen Polizei ergriffen und ihm als Hochverräter der Prozeß gemacht.

Von Festung zu Festung geschleppt (Silberberg, Glogau, Magdeburg, Graudenz und Dömitz) kam er beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. frei, versuchte es mit der Landwirtschaft und entdeckte schließlich seinen wahren Beruf, den des humoristischen Schriftstellers. Diese Wirren und Wandlungen werden uns durch unzählige Manuskripte, Abbildungen und Andenken veranschaulicht. Das meiste rührt von Reuters Hand selbst her. Wir gewinnen alle Achtung vor ihm auch als Zeichner und Maler.

Eine besondere Nische ist für mannigfaltigste Erinnerungen aus Reuters Eisenacher Zeit bestimmt. Schon im Jahre 1884, also zehn Jahre nach dem Tode des Dichters, gab Gaedertz einen Band „Reuter-Reliquien" heraus. Frau Dr. Luise Reuter hatte den Gelehrten, der bereits durch öffentliche Vorträge zum Besten des Reuter-Denkmals ihr nahe getreten war, zu sich als Gast eingeladen. So verlebte Gaedertz dort eine schöne Zeit in der Villa, die noch ganz so eingerichtet war, wie sie der Dichter bewohnte. Alles stand noch auf seinem alten Flecke, unberührt, in seinem Studierzimmer, auf seinem Schreibtische, in dem daranstoßenden Salon, in dem Gemach seiner Frau nach der Wartburg hin, in dem Speiseraum nach dem Garten zu und endlich auch der Schlafstube. Dies alles wird uns in großen, gelungenen Photographien vergegenwärtigt, die Frau Reuter für ihren Gastfreund eigens hat anfertigen lassen. Dieselbe schenkte ihm beim Abschiede auch sonst manche Erinnerungszeichen. Unwillkürlich beschleicht Einen der Wunsch, daß diese Schätze doch dauernd dem deutschen Volk erhalten bleiben möchten. Das von Professor Gaedertz hier mit Bienenfleiß gesammelte Material, und der Vorrat in der Villa Reuter, die sich ja mehr und mehr zu einem Wagner-Museum auszugestalten scheint, diese beide Kollektionen vereint könnten den Grundstock zu einem nationalen Reuter-Museum bilden.

Über der Eingangstür zu seiner Villa hatte Reuter den Spruch angebracht:

Wenn Einer kümmt un tau mi seggt:
Ik mak dat allen Minschen recht,
Denn segg ik: „Leiwe Fründ, mit Gunst,
O liehren Sei mi doch des' swere Kunst!"

In der Tat hat der Veranstalter dieser Reuter-Ausstellung das Unmögliche möglich gemacht, um mit Goethe zu reden, und ungeahnte Schätze ans Tageslicht gefördert.

(„Eisenacher Zeitung".)



Reuter=Ausstellung in der K

(Ansicht li

Aus: Gaedertz, Im Reiche Reuters.

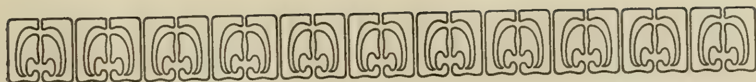


igl. Universität zu Greifswald.

vom Eingang)

Verlag von Georg Wigand in Leipzig.

Fritz Reuter in Pommern.



Ik weet eenen Eekbom, de steiht an de See,
De Nordstorm, de brus't in sin Knäst,
Stolt reckt hei de mächtige Kron in de Höh,
So is dat all dusend Johr west.
Kein Minschenhand
De hett em plannt,
Hei reckt sik von Pommern bet Nedderland.

So singt Fritz Reuter in „Hanne Nüte“ von der Rieseneiche, der kernigen niedersächsischen Sprache und Art, die allen Winden trotzend kühn die Krone hochhebt, ein Sinnbild echter deutscher Männer vom Schlage eines Ernst Moritz Arndt, ein Sinnbild seiner selbst, dessen urwüchsiger Humor allen Unbilden Widerstand geleistet, sich von Pommern aus die Welt erobert hat.

Von Pommern aus! Ja, der Mecklenburger hat in Pommern eine zweite Heimat gefunden. Seiner Vaterstadt Stavenhagen vergaß er nimmer. Dort im Rathause hatte einst die Wiege des Knäbleins gestanden. Dreißig Jahre waren verronnen — davon sieben auf Festungen vertrauert, — ut em ward nicks!

Da führte ihn treue Freundeshand ins Pommerland, rührte süße Frauenhuld sein der Liebe ach! so bedürftiges Herz. Fritz Peters und Luise Kuntze — Thalberg und Treptow a. Toll. — — diese zwei Gestalten und Stätten werden stets dankbar genannt von jedem, der Fritz Reuters Leben an sich vorüberziehen läßt.

Fast schon verloren — nun neu geboren, das bewirkten mannhafter Zuspruch des besten Freundes, der einzigen Frau innigste Zuneigung.

Den sicheren Hafen hatte jener ihn finden, den trauten Herd diese ihm gründen helfen: ein bisher unbekannter Gast gesellte sich

zu der Stille nach all den Stürmen: das Glück, inneres wie äußeres Glück.

Prächtige Menschen, an ihrer Spitze der joviale Justizrat Schröder, umgaben ihn und machten den Schulmeister — denn ein solcher war der verfehmte Student, der verfehlte „Strom" geworden — zum Schriftsteller.

Wie er als Lehrer für 2 ½ Groschen die Stunde Unterricht erteilte, in Sprachen, Zeichnen, Rechnen, Turnen, Schwimmen, von seinen Schülern und Schülerinnen schwärmerisch verehrt, wie er als Wahlmann für den Präsidenten des preußischen Abgeordnetenhauses Staatsminister Grafen Max von Schwerin sich betätigte, als Stadtverordneter für das Wohl und Wehe seiner Mitbürger ernstlich sorgte, wie er in den dortigen Kreisen bei Hoch und Niedrig den Mittelpunkt bildete durch seinen Frohsinn, seine gereimten Trinksprüche und Gelegenheitsgedichte — das sei hier nur angedeutet.

Aus dieser Zeit seines jungen Glückes im eigenen Heim, an der Seite der treuen, verständnisvollen Lebensgefährtin, seiner „Luising", stammt ein beim Königlichen Amtsgericht in Demmin von mir entdecktes, auf meinen Antrag eröffnetes Testament, das in einem durch mehrere Siegel verschlossenen Umschlag lag mit der Aufschrift: „Hierin ist mein letzter Wille. Fr. Reuter, Lehrer". Der Inhalt lautet kurz und schlicht: „Ich ernenne hierdurch meine Ehegattin Louise Reuter geborene Kuntze zur alleinigen Erbin meines ganzen dereinstigen Nachlasses. Dies ist mein wohlüberlegter letzter Wille. Friedrich Reuter, Privatlehrer, Treptow an der Tollense, den 10. März 1854." Allerdings sein „damaliger" Nachlaß würde Frau Luising im Ernstfalle nicht sonderlich beschwert haben; doch traute ihr Fritz sich offenbar zu, noch einmal ein vermögender Mann zu werden, sonst würde er nicht von seinem ganzen „dereinstigen" Nachlaß gesprochen haben. Praktischen Wert hat natürlich dies alte Testament nicht; es ist aber interessant als Zeichen der Liebe zu Luising und der Zeit, da es dem „Privatlehrer" sauer ward, das tägliche Brod zu verdienen,

Ich ernenne hiedurch meine Ehegattin
Louise Reuter, geborene Kuntze zur
alleinigen Erbin meines ganzen Ver-
mögens Nachlasses.

Dies ist mein wohlüberlegter letzter
Wille.

Treptow an der Tollense
den 10t May 1854.

Friedrich Reuter
Privatlehrer.

Erstes eigenhändig geschriebenes Testament von Fritz Reuter.

Aus: Gaedertz, Im Reiche Reuters.

Verlag von Georg Wigand in Leipzig.

da er nicht ahnte, daß in ihm für sein Volk, ja für die Menschheit ein Lehrer, ein Schulmeister steckte, der erziehlich wirken sollte durch seine humorvollen Schriften und seine wahrhaft dichterische Darstellung des realen Lebens.

Der Weltliteratur wurde er in Pommern geboren, in Pommern stand die Wiege des Poeten Fritz Reuter.

Seine „Läuschen un Rimels“ erschienen zuerst zu Treptow im Selbstverlage, in zweiter Auflage beim Buchhändler Dietze in Anklam. Justizrat Schröder lieh das Geld zum Druck, er und Peters sind die Paten der beiden Bände. Die heiteren, versifizierten Anekdoten in mecklenburg-vorpommerscher Mundart enthalten viele pommersche Stückchen, spielen teilweise in pommerschen Städten. Dasselbe gilt von den „Polterabendgedichten“. Das von ihm ein Jahr lang redigierte „Unterhaltungsblatt“ wandte sich ausdrücklich an „beide Mecklenburg und Pommern“. „Kein Hüsung“ fand in Greifswald einen Verleger, Kunike. Dort gab er auch heraus „En por Blomen ut Annmariek Schulten ehren Goren“. Welche tiefempfindende Dichterin hinter diesem Pseudonym sich verbarg, weiß man jetzt allgemein: Alwine Wuthenow, die Gattin von Reuters ältestem Festungsgefährten. „So lege ich denn in ihrem Namen diese Sträuße an das Herz derjenigen, die hinlängliche Bildung und Gerechtigkeit besitzen, in unserer herrlichen Muttersprache die Klänge der Liebe und Treue, den heiteren Humor des Schalks wie den kernigen Ernst des norddeutschen Biedermannes zu vernehmen, statt derselben mit abweisendem Vornehmtun den Platz in den Reihen des Pöbels anzuweisen, an das Herz aller derjenigen, die gern von dem belebenden Atemzuge freier Natur angeweht sind, in die reinliche Hütte der Armut treten, mit Liebe die Erinnerung der Jugend pflegen und mit kindlicher Hingebung an einen höheren Willen ein schweres Leid zu tragen wissen.“ Mit diesem Satz schloß Reuters Vorwort; schaut nicht daraus sein eignes Ich uns an? hatte er doch als Mensch fast nur Ungerechtigkeit und Ungemach bisher erfahren, waren doch

seine „Läuschen un Rimels“ als die Poesie einer Kuhmagd, eines Hausknechts bezeichnet worden.

Pommersche Professoren waren die ersten, die für Fritz Reuter öffentlich eine Lanze brachen: Robert Prutz im „Deutschen Museum“, Ernst Moritz Arndt in der Kölnischen Zeitung; und Johann Gottfried Ludwig Kosegarten schöpfte für sein leider unvollendet gebliebenes Wörterbuch der niederdeutschen Sprache aus Reuters Erstlingswerken als Quellen. — Ein Greifswalder war es auch, der durch seine meisterhafte, unübertroffene Darstellung Reuterscher Gestalten auf der Bühne große Wirkung erzielte, der Schauspieler Theodor Schelper; und ein anderer Greifswalder, Paul Konewka, schnitt künstlerische Silhouetten aus der „Stromtid“.

Sechs Jahre hat der geborene Mecklenburger als naturalisierter Preuße in Treptow gelebt und ist auch nicht aus dem preußischen Untertanenverband ausgetreten, als er 1856 nach Neubrandenburg übersiedelte; von dort und später von Eisenach aus kehrte er oft und gern nach Pommern zum Besuch zurück, blieb zeitlebens mit vielen angesehenen und altangesessenen Familien unserer Provinz in reger Verbindung. Die Widmung seiner Hauptschöpfung „Ut mine Stromtid“ lautet: „An mine leiwen Landslüd', de Landlüd' in Meckelnborg un Pommern“, und Hawermanns Gut „lagg an de Peen tüschen Anklam un Demmin“. Das Manuskript seiner „Urgeschicht von Meckelnborg“ fingierte er ausgegraben zu haben „tau Kloster Stolp bi Anklam“. In „Dörchläuchting“ betont er wiederholt seines Helden, des Herzogs Adolf Friedrich IV. von Meckelnburg-Strelitz, frühen Aufenthalt auf der Universität Greifswald. Noch im Jahre 1868 schrieb er einem Schulfreunde, dem Rittmeister von Schuckmann: „Ich bin keiner jener Schriftsteller, von denen man zuletzt immer noch nicht weiß, ob sie in Pommern »buren un tagen« oder an der Hand eines Chaldäers durch die Wüste von Mesopotamien gewandert sind.“

Doch, es würde hier zu weit führen, alle Einzelheiten aufzuzählen, wo Fritz Reuter in seinen Werken, wie in Briefen

Pommern stets mit besonderer Liebe, häufig mit herzlichem Humor erwähnt, er, der bei Fritz Peters, dem „König der Phäaken", wie er scherzt, und auf den arkadischen Fluren Pommerns so gern weilte.

Anno 1863 war die Universität Rostock der Greifswalder zuvorgekommen durch seine Ernennung zum Ehrendoktor. Heiter plaudert er in der „Urgeschicht" mit seinem gelehrten Freunde Ernst Boll, wie es ihm nachgerade über sei, „so unbedarwt ahn Titel 'rüm tau lopen", „denn", fährt er fort „Poet Werner Reinhold was Dokter worden up blote Chroniken, de hei von Woldegk un Anklam ut söbenuntwintig annere Smökers tausamensmeert hett." Wie freute es ihn, daß noch in demselben Jahre die Greifswalder Hochschule seinen Ernst Boll zum Doktor der Philosophie honoris causa kreierte! „Gott sei Dank!" gratulierte er ihm, „wir kalüren nun doch zusammen!"

Von alters her steht bekanntlich die preußische Universität zu Greifswald mit beiden Mecklenburg in engstem Zusammenhang und darf daher sich berufen fühlen, das Gedächtnis an einen der größten Söhne Mecklenburgs zu feiern.

Heute vor dreißig Jahren, am 12. Juli 1874, wurde Fritz Reuter seinen vielen tausend Verehrern, also auch uns, entrissen und, was an ihm sterblich, in Thüringen, zu Eisenach, dem Schoße der Mutter Erde übergeben; nicht ruht er auf mecklenburgischer, nicht auf pommerscher Scholle.

Räumlich war er uns lange entrückt, zu seinem Grabe können wir heute nicht wallfahrten, wohl aber seiner gedenken, des teuren Toten, uns versenken in jene Zeit, da er im lieben Pommerlande lebte. Auch er war unser.

Aus dem reichen Stoff, den ich hierüber gesammelt habe, mögen zwei noch nie veröffentlichte Erinnerungen den seltenen Mann uns recht nahe bringen, in seinem Ringen und, Gottlob! — Gelingen.

Unsäglich schwer hielt es für den Burschenschafter, den Demagogen, nach seiner um Deutschlands Einheit willen erlittenen

Festungshaft eine Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft sich zu erobern; er hatte ja „gesessen", wenn auch auf Festung, das galt dem gewöhnlichen Untertanenverstande gleich schlimm wie Gefängnis, Zuchthaus. Und dann hatte er leider von dort sich eine Schwäche angewöhnt, — er nicht allein, auch etliche seiner Genossen, wie aus den feuchten Kasematten ihre ergreifenden Briefe an die Eltern zeigen, um all die seelischen und körperlichen Qualen für Augenblicke vergessen zu machen; aber die Welt deckte nicht den Mantel der Liebe darüber. Fritz Reuter der Trinker, — wie dieser Fluch ihn verfolgte, dafür hier ein neuer Beweis.

Befreundet mit einem pommerschen Schul- und Konsistorialrat, der seine Cousine zur Frau hatte, wandte Reuter sich in vertraulichem Ton an dessen Bruder, einen Großgrundbesitzer, mit folgenden offenherzigen Zeilen, datiert aus Thalberg den 19. September 1849:

Geehrtester Herr Vetter,

Durch die Schilderung Ihres Bruders Wilhelm von Ihrer Persönlichkeit bin ich so dreist gemacht, daß ich eine weitläufige Verschwägerung zu einer nähern Verwandtschaft umstemple und Sie kecklich mit obiger Bezeichnung anrede. Dies muß um so auffallender erscheinen, als ich zu Ihnen als Bittender komme und solche Leute doch sonst alle Ursache haben, die gebotenen Rücksichten nicht aus den Augen zu setzen. — Wilhelm, der schon von seinen Universitätsjahren her mit mir befreundet ist, hat in diesem Sommer in mir einen Wunsch angeregt, der mich seit jener Zeit unablässig verfolgt, und der darin besteht, Sie bewegen zu können, mir bei Ihnen in Ihrer Wirthschaft Aufenthalt und Beschäftigung zu gewähren. Diese letztere thut mir sehr Noth, denn wenn ich in Stavenhagen auch einen Aufenthalt habe, so ist es mit der Beschäftigung und namentlich mit dem praktischen Betriebe der Landwirthschaft doch sehr schlecht bestellt, und ich fürchte, daß alle Anstrengungen meiner Seits in theoretischer Richtung nur dazu dienen können, die

praktische Seite des von mir ergriffenen Gewerbes aus dem Auge zu verlieren und mir daher mehr schaden, als nützen können. —

Wie ich vernehme, haben Sie ein großes, weitläufiges Gut und würden mich vielleicht passend und meinen Kräften gemäß verwenden können, welche geringen Kräfte Ihnen sicherlich unbedingt zu Gebot stehen werden. Ich bin gesund und nicht verwöhnt, würde mich bemühen, jedes mir übertragene Geschäft in der Wirthschaft selbst nach Ihrer eventuellen Angabe genau auszuführen, und könnte Ihnen vielleicht auch durch Rechnungführen und Abnahme von Correspondenzen nützlich werden. Doch dies bleibt natürlich lediglich Ihrem Ermessen anheimgestellt, und würde ich nie in irgend einer dahinein schlagenden Sache Prätensionen machen. Was meine landwirthschaftlichen Kenntnisse betrifft, so würde es unpassend sein, davon zu reden, weil auf der einen Seite Ruhmredigkeit nicht weniger lächerlich ist, als auf der andern gezierte Bescheidenheit, und habe ich in diesem Betracht nur die Bitte auszusprechen, in der ersten Zeit etwas Rücksicht gegen mich zu nehmen, theils weil ich geraume Zeit nicht praktisch beschäftigt gewesen bin, theils weil mir Ihre Wirthschaftsmethode und die dort landesübliche Weise fremd sein dürfte; ich kann daher nur Aufmerksamkeit, Fleiß und redliche Beachtung Ihres Interesses versprechen.

Der Winter ist leider jetzt vor der Thür und damit eine weniger drängende Zeit für den Landmann; aber auf einem Gute, das noch der Verbesserung unterliegt, pflegt auch diese Zeit nicht ungenutzt vorüber zu gehn.

Auf Gehalt verzichte ich natürlich gerne, sowie Sie auch gewiß nicht Ursache haben werden, unbescheidene Ansprüche von meiner Seite zurückzuweisen oder Störungen in Ihrer Häuslichkeit zu befürchten; ich bin in diesem Punkte an die allerengsten Einschränkungen gewöhnt worden. Es giebt jedoch eine sehr trübe Schattenseite in meinem Leben, die ich als ehrlicher Mann Ihnen nicht verschweigen darf, selbst auf die Gefahr hin, meine Hoffnung, in Ihrer Häuslichkeit aufgenommen

zu werden, von Grund aus zu zerstören, und bitte ich, diesen Punkt oder besser diese meine Beichte für den Fall, daß Sie mich dennoch aufnehmen sollten, nur für Sie ausgesprochen anzusehen. Ich habe bisher zuweilen an übermäßigem Genuß von geistigen Getränken gelitten. Freilich möchte ich dafür Manches zu meiner Entschuldigung anführen können; aber was würde dies nützen, da die Sache selbst dadurch nicht verändert würde; ich will mich daher darauf beschränken, Ihnen das genauere Sachverhältniß wahrhaft darzustellen. Ich bin kein Trinker, der an geistige Getränke gewöhnt ist. Viertel und halbe Jahre lang kommt mir dies zuweilen nie in den Sinn, ich kümmere mich durchaus nicht um Spirituosen; dann aber kann mich Mangel an Beschäftigung und Gelegenheit, die eine Stadt gar zu viel mehr bietet, als das Land, hinreißen und mich alle Vernunft vergessen machen. Wenn ich auf dem Lande gewesen bin, habe ich im Ganzen mäßig gelebt und mir nichts vorzuwerfen gehabt; aber der Aufenthalt in Stavenhagen ist für mich zu gefährlich und darum meine innige Bitte an Sie, mir behülflich zu sein, diesem meinem Feinde zu entfliehen. Sie können sich um mich so verdient machen, daß die höchste Dankbarkeit von meiner Seite doch nur ein Beweis menschlicher Unzulänglichkeit sein würde; denn ich weiß leider, wie alles Glück zerstörend eine so verderbliche Leidenschaft wirkt.

Sie werden aus dieser offenen Mittheilung ersehen, daß es mir wenigstens Ernst ist, diesen Fehler, es koste, was es wolle, abzulegen, und daß ich nicht die Absicht habe, Andere oder mich selbst zu täuschen.

Sollten Sie sich nicht sogleich zu meinen Gunsten entschließen können, so bitte ich Sie, mit Wilhelm, der mich kennt und die Wahrhaftigkeit meines Berichtes und meines ganzen Briefes bestätigen wird, Rücksprache zu nehmen und mir Ihre Antwort hierher nach Thalberg bei Treptow a. T. unter Adresse des Gutspächters Peters, der mich gestern von Stavenhagen abgeholt hat, zu senden. — — —

Der Gutsbesitzer konnte es indes nicht über sich gewinnen, Reuters Wunsch zu erfüllen, da er sich, als Abstinenzler, wohl allzusehr an der erwähnten trüben Schattenseite stieß. Man sollte meinen, eine so offene Beichte, eine so innige Bitte, behülflich zu sein, dem Feinde zu entfliehen, müßte jedermann rühren; und man begreift gar nicht, wie ein Edeldenkender es fertig bekommen hat, Nein zu sagen.

Erfreulicher dagegen ist — zehn Jahre später — ein zweites Schreiben, das uns den Humoristen zeigt, der, wenn auch noch nicht auf der Höhe seines Ruhmes stehend, doch schon die Früchte seines Geistes und Gemüts reifen sah. Ihm war ein schöner Blumenkranz mit einem begeisterten Hymnus zugesandt und zwar von einer weit und breit geachteten Persönlichkeit, dem Bürgermeister Dr. iur. Wilhelm Kirchhoff zu Grimmen. Reuter ließ darauf durch die folgende Dankepistel vom 25. Januar 1860 sich vernehmen:

Hochgeehrtester Herr,

Nicht wahr? Man kann ein guter Mensch sein und doch ein schlechter Musikant, und man kann ein passabel guter Schriftsteller sein, aber doch ein unhöflicher, ja undankbarer Mensch. — Wenn Sie bei aller Ihrer mir erwiesenen Freundlichkeit dies letztere Urtheil über mich gefällt haben, so kann ich es Ihnen nicht verdenken, denn die Herzlichkeit, mit der Sie mich begrüßt haben, hätte wohl einen raschen, frischen Händedruck als Erwiderung verlangt.

Ich könnte mich nun leicht mit den drei falschgemünzesten Wörtern der deutschen Sprache, mit „Umständen", „Rücksichten", „Verhältnissen" von meiner Unterlassungssünde loskaufen, fürchte aber, Sie, als praktischer Jurist, werden Thatsachen verlangen, und darum also: 1. Ihr lieber Brief traf mich nicht in Neubrandenburg, wo ich seit vier Jahren wohne, sondern bei meinem Freunde Peters zu Siedenbollentin bei Treptow, da ging das Schreiben schlecht. 2. am fünften dieses Monats kaum zurückgekehrt, erhielt ich die böse Nachricht, daß mein

Schwager Dr. Jenning in Schwaan verstorben sei; diese rief mich dorthin, und darauf mußte ich zu meinem Verleger Hinstorff nach Wismar, um mit demselben über eine zweite Auflage von „Olle Kamellen" abzuschließen, dann in Familien-Angelegenheiten nach Stemhagen, und als ich von diesen Reisen endlich heimkehrte, traf ich 3. in meiner Häuslichkeit einen lieben Freund, den Hofmaler Schloepke aus Schwerin, der sich bis gestern angelegentlich mit meiner Frau und meiner visage beschäftigt hat. Sie sehen, die erste freie, ungestörte Zeit ist Ihnen gewidmet. —

Gott! wie langstielig! (oder stylig?) Sie und, mittelbar durch Sie, Ihre verehrte Frau Gemahlin haben mir viel Liebes und Freundliches erwiesen; ich nehme es mit hocherfreutem Herzen an und verspreche Ihnen, mir Mühe zu geben, eine mir so werthe Anerkennung für die Folge zu verdienen.

Ich bin jetzt daran, unter dem Titel „Hanne Nüte un de lütte Pudelkopp" die Liebe zweier einfacher Naturkinder in heiteren, aus unserem Dorfleben gegriffenen Bildern zu zeichnen. Muntere Scenen aus dem Thierleben sollen mit eingewoben werden, und die lustige Vogelwelt soll mir den bedeutungsvollen Apparat der Götterwelt in dem ernsten Epos ersetzen und die Vereinigung der Liebenden herbeiführen. Ob, wann, wie mir dies gelingen wird, ist noch dahingestellt; aber versuchen will ich es, die natürliche Seite unseres Landlebens als heiteren, tröstlichen Gegensatz der finsteren, socialen in „Kein Hüsung" entgegenzustellen; und zu einer so versöhnenden Absicht mag ja wohl der liebe Gott seinen Segen geben.

Sie können sich wohl denken, daß ich in den mir zu Gebote stehenden Kreisen kleine Nachforschungen über den freundlichen Briefsteller angestellt habe; und da habe ich denn erfahren, daß der Doktor und Burmeister Kirchhoff eine Person ist, eine Person, mit der man mir schon früher einmal, als ich eine Grimmensche Bürgermeister-Geschichte erzählte, (die aber beiläufig in dem Geburtsorte Eulenspiegels, Mölln, passiert sein

soll) gewaltig bange gemacht hat. „Dei lett nich mit sik spaßen", hieß es, und rasch setzte ich hinzu: „Dat was noch in de schwed'schen Tiden". Und wissen Sie wohl, Herr Doktor, daß wir, wenn auch nicht eines Blutes, doch eines Standes sind? Mein Großvater mütterlicherseits war der Bürgermeister Oelpke in Ihrer Nachbarschaft Tribsees. Dies schon und die liebenswürdigen Nachrichten, die mir über die Person und die kostbare Laune des Burmeister Kirchhoff zugegangen sind, lassen mich denselben jetzt gar nicht mehr fürchten, sondern hoffen daß er mir seine Freundschaft und sein Wohlwollen fürder erhalten werde.

Damit und mit den herzlichsten Grüßen an Ihre Frau Gemahlin und an meine Landsmännin, Fieken Sparren, will ich schließen. Für mich selbst aber habe ich noch einen Wunsch, und der ist, daß ich Gelegenheit haben möchte, einen Mann kennen zu lernen, der mir eine so große Freude gemacht hat.

Die herzlichsten Wünsche für jetzt und die Zukunft! —

Leider wurde jede weitere Korrespondenz durch den schon wenige Wochen darauf ganz unerwartet eingetretenen Tod des Bürgermeisters Kirchhoff abgeschnitten. Professor Ernst Zober zu Stralsund hebt in seinem Nekrolog eigens hervor: „Eine besondere Vorliebe hatte der Selige für Fabeln und humoristische Schriften; daher liebte er Fritz Reuter, insonderheit dessen ‚olle Kamellen', wie er sich denn überhaupt der plattdeutschen Literatur mit vielem Behagen zuwandte". Die oben erwähnte, von Reuter benutzte Anekdote findet sich in „Läuschen un Rimels", betitelt „En gaud Geschäft", und beginnt: „Tau Grimmen was mal en Burmeister". Ad vocem Fieken Sparren wäre zu bemerken, daß dieselbe der schwedischen Familie des Grafen Sparr oder Sparre entstammte, von der ein Mitglied wegen politischer Umtriebe Schweden verlassen mußte, sich nach Deutschland wandte und den Adel ablegte. Sie ist im elterlichen Hause unseres Dichters ein- und ausgegangen; ihn selbst kann sie nur als Knaben

gekannt haben. Später hat sie sich an einen Konrektor Schmidt verheiratet, als dessen Witwe sie in Grimmen lebte. Reuter entsann sich ihrer wohl noch.

Viel Gutes, nur Gutes hat Fritz Reuter in Pommern genossen, auch das Gute, daß man ihn dort tot sagte, als er sich recht sehr des Lebens freute, was erfahrungsgemäß doppelt langes Leben zur Folge hat.

Frohgemut erwiderte er auf den ehrenden Nachruf:

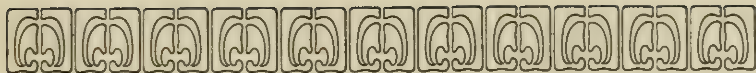
Wer schlog mi hier tau Stralsund dod?
Wer was so'n schlichten Fründ?
Hew Jeden noch sin däglich Brod
Un ok sin Leben günnt.
Worüm denn, Fründ, föttst Du mi an
Un stöttst mi in dat Graw? —
Jk schmit mit Dine Knaken, Mann,
Noch Appeln un Beeren af.

„Gottlob noch lebendig!“ setzte einer seiner Freunde unter diesen abwehrenden Kernspruch. Noch lebendig! so bekennen auch wir mit Preis und Dank. Denn, sind gleich inzwischen drei Dezennien verrauscht, seitdem Fritz Reuter seine treuen Augen schloß mit den Worten: „Alle Menschen glücklich wissen, alle Menschen glücklich machen. — Friede, Friede!“, so lebt und wirkt er immer noch unter uns fort, als wäre er nicht von uns geschieden, durch das goldene Füllhorn seines Herzens und Humors. Und so fortan! Keine moderne Geschmacksrichtung oder Geschmacksverirrung kann die Töne, welche ein Reuter anschlägt in Scherz und Ernst, so rein menschliche, daher ewig gültige, verstummen machen. Fürwahr, was er vom plattdeutschen Eichbaum prophezeit, trifft auf ihn selber zu, heut und allzeit:

Nicks hett em dahn,
Hei ward noch stahn,
Wenn wedder mal dusend von Johren vergahn.

„Dörchläuchting“ in Greifswald.

Ein Kulturbild aus dem achtzehnten Jahrhundert.



Als ich zum ersten Mal die Aula der Greifswalder Universität betrat, traute ich meinen Augen kaum, denn gleich beim Eingange rechter Hand grüßte mich ein Porträt, das mir bekannt zu sein schien. Wo hatte ich denn schon diese auffallenden Gesichtszüge eines jugendlichen Prinzen gesehen, nur gereifter, ausgeprägter, älter? Im Palais zu Neubrandenburg, im Rathause und Museum daselbst zeigten das nämliche markante Antlitz mehrere Gemälde, und dann war mir der Charakterkopf wieder begegnet zu Eisenach in Villa Reuter. Ja, vor mir sah ich „Dörchläuchting".

Wie aber kam derselbe — Adolf Friedrich IV. von Mecklenburg-Strelitz — nach Greifswald? Er mußte doch enge Beziehungen mit der alma mater Gryphiswaldensis gehabt haben, daß sein lebensgroßes Bildnis in reich verziertem, mit Herzogskrone und Wappen geschmücktem, vergoldetem Rokokorahmen für ewige Zeiten dort prangt.

Richtig! Reuter erzählt in seiner heiteren Geschichte davon: „Wil hei — nämlich Adolf Friedrich — noch nich vull föfteihn Johr olt was, höllen sei em tau't Regieren noch nich rip, wat 'ne grote Dummheit was, denn irstens was hei rip. Worüm? Hei is seindag' nich riper worden; tweitens hadd jo sin leiw' Mudding för em regieren kunnt, un drüddens hadd denn sin Herr Vedder Liebden, Krischan Lurwig von Meckelnborg-Swerin, sin meckelnborg-strelitzsches Reich nich mit Krieg äwertrecken kunnt, denn de hadd ok stark in den Sinn, för em tau regieren; kamm äwer nich recht dortau, denn de Mudder von dat Kind, 'ne Prinzeß von Hildborgshusen, knep 's Nachtens mit ehren lütten Herzog ut un

lep mit em nah Gripswold. Hir let sei em studieren lihren, denn, wenn ok nich tau't Regieren, tau't Studieren was hei rip." Und weiterhin sagt der Humorist von seinem Helden, er habe lange mit Schrecken an den Schweriner Vetter gedacht, „de em in düstere Nacht nah Gripswold up de Uneversetät jagt hadd". Derselbe war frühzeitig Herzog von Gottes Gnaden geworden und fühlte sich halb und halb „as 'ne lütte, göttliche Perßon", wie Reuter scherzhaft bemerkt, mit der treuherzigen Versicherung: „in Gripswold hadd hei dat nich lihrt".

Dort, auf damals schwedischem Gebiet in Sicherheit, war der noch nicht fünfzehnjährige Fürst drei Tage nach Übernahme der Regierung, unter Vormundschaft seiner Mutter, der verwitweten Herzogin Elisabeth Albertine, geborenen Prinzessin von Sachsen-Hildburghausen, am 14. Dezember 1752 eingetroffen, als Graf Stein. Doch bald wurde das Inkognito gelüftet, und alle Welt wetteiferte, ihm huldigend zu nahen. Der zeitige Rektor Magnificus Professor der Theologie Lewin Möller, Pastor an St. Jakobi, erhielt die gnädige Zusage, daß Se. Durchlaucht das akademische Bürgerrecht anzunehmen geruhe. Den 2. Januar 1753 hatte der junge Herzog bestimmt zur Besichtigung des Universitätsgebäudes und speziell des Bibliotheksaales, der jetzigen Aula. Damals war unten, wo gegenwärtig die Skulpturensammlung sich befindet, der Schauplatz jedes festlichen Aktus. Im Beisein sämtlicher Professoren geschah die Überreichung eines in lateinischer Sprache abgefaßten Diploms „plaudentibus Musis", unter dem Beifall der Musen. „Se. Durchlauchten bezeugten in den huldreichsten Ausdrücken", so meldet Dähnerts vollständiger Bericht von Adolf Friedrichs IV. hohem Aufenthalt im schwedischen Pommern, „wie angenehm Ihnen gegenwärtig die Verbindung mit der Akademie sey und künftig die Gelegenheit, derselben Wohl zu befördern, seyn werde, und geruhten darauf, eigenhändig Dero Hochfürstlichen Namen in die Matrikel der Studierenden einzuschreiben."

Die Eintragung ist noch vorhanden und zwar doppelt, einmal in der eigentlichen Matrikel, zum andern in dem Dekanatsbuch

der philosophischen Fakultät: Adolphus Fridericus quartus dux Megapolitanus

Adolphus Fridericus IV.tus Dux. Megapolitanus.

steht da in großer kräftiger Schrift, und darunter vom Rektor auf lateinisch die Bestätigung, daß durch diesen Höchsteigenhändigen Namenszug dem Album der größte Glanz verliehen worden sei. Zugleich wurden aus dem Gefolge inskribiert Hofrat Leo und Kammerjunker von Dewitz. Mehr als dieser beider Namen interessiert uns ein dritter unmittelbar darnach: Kaspar Nikolaus Oelpke aus Tribsees, Studiosus der Philosophie. Fritz Reuters Mutter war bekanntlich die Tochter des Stadtrichters Oelpke in Tribsees, ihr Namensvetter also ein Kommilitone des von ihrem Sohne, dem Humoristen, als „Dörchläuchting" unsterblich gemachten mecklenburgischen Herzogs; gewiß ein seltsames Spiel des Zufalls.

„Nachdem hierauf Se. Durchlauchten die Insignien der Universität mit Vergnügen angesehen hatten", berichtet Dähnert, „so gefiel es Ihnen, Sich durch die gantze Bibliothek von einem Bücher-Behältniß zu dem andern herum führen und einige Seltenheiten und Merkwürdigkeiten aus jeder Classe zeigen zu lassen, insbesondere aber Sich an den Denkmalen zn vergnügen, welche die Bibliothek von glorwürdigen mecklenburgischen Fürsten aufweisen konnte. Von der Bibliothek ging man auf das Instrumenten-Zimmer und so weiter in sämtliche Auditoria, über deren Anlage und Einrichtungen Se. Durchlauchten ein besondres Wohlgefallen bezeugten. Da Se. Durchlauchten aber ein hohes Vergnügen gefunden, bey Dero übrigen Beschäftigungen in den

Wissenschaften, die astronomischen Beobachtungen und die merkwürdigsten Versuche in der Naturlehre anzusehen, so haben Sie dem Professor der Mathematik und Experimental-Physik viele Stunden gewidmet, von dem Gebrauch der vornehmsten Instrumente eine genaue Erklärung genommen, die wichtigsten electrischen Phänomena zu wiederholten Malen betrachtet und selbst Hand angeleget, imgleichen die Versuche mit der Luft-Pumpe, und was sonst die künstliche Hand von den Geheimnissen der Natur aufdecken kann, mit so vieler Aufmerksamkeit, Vergnügen und Application angesehen, daß die dabey Gegenwärtigen die angenehmsten Ermunterungen daraus zu nehmen Gelegenheit erhielten."

Vierzehn Tage nach der Immatrikulation beschlossen Rektor und Senat, dem überraschend viele gelehrte Interessen offenbarenden Prinzen die ehedem von eingeborenen pommerschen Fürsten, zuletzt dem Herzog von Croy, geführte Würde als Rektor Magnificentissimus anzutragen, und hatten die freudige Genugtuung gnädiger Erhörung und Gewährung. Kaum verbreitete sich die Kunde, als auch schon die Studenten ihrem erhabenen Kommilitonen einen Fackelzug mit Musik darbrachten, vor seiner Wohnung, dem Rehbergschen, später Schillingschen Giebelhause am Markt, wo in alten Zeiten die wandernden Komödianten ihre Schauspiele gaben und jetzt die Kaiserliche Post steht.

Liebreich lud der Gefeierte Alle zu sich. Einige eben angekommene Untertanen enthielten sich, so erzählt Dähnert, der Freudentränen kaum, ihren jungen Landesherrn in der angenehmsten Gemütsverfassung und einen jeden in Devotion zu finden. Einzig in ihrer Art war eine huldvoll entgegengenommene Ode. Wenn Reuter den Advokaten Kägebein sagen läßt: „Durchlaucht hat die hohe Gnade gehabt, meine submisseste dedicatio meiner Gedichte anzunehmen", und den Konrektor Aepinus erwidern läßt: „Dörchläuchting, Gedichte? na, dat hett hei denn woll ut Niglichkeit dahn, denn ick glöw, hei hett in sinen ganzen Lewen noch kein Gedicht lesen", so müssen wir ersterem beistimmen: „Durchlaucht hat viel Sinn und Empfängnis für die



Ehemalige Ansicht des Marktplatzes zu Greifswald. (Das Giebelhaus links bewohnte „Dörchläuchting" im Jahre 1752/53).

Nach einer alten Abbildung.

Aus: Gaedertz, Im Reiche Reuters.

Verlag von Georg Wigand in Leipzig.

feine, hohe Poesie". Dies beweist das Glückwunsch-Carmen der Greifswalder Studentenschaft, welches Kägebein zum Urheber hätte haben können; die zwei ersten dieser sieben unübertrefflichen Strophen lauten:

Fest! das in mehr als hundert Jahren
Der Musen Lustvereinte Scharen
Auf diesem Pindus nicht ergötzt,
Sey uns, erscheinend, desto werther,
Als unser Heil sich heut vermehrter
In Deinem neuen Glanze schätzt;
Sey uns ein Denktag jener Zeiten,
Da Pommerns eigner Fürstenstamm,
Der Künste Wohl hier zu verbreiten,
Den Akademschen Zepter nahm.

Und Du, Durchlauchtster, sey gepriesen,
Daß, was der Vorwelt Die erwiesen,
Du fremd, doch reich an Huld, erneurst;
Gepriesen, daß von unsrem Orden
Du erst ein theures Glied geworden
Und bald als Haupt sein Heil betheurst,
Ein Heil, wie es in Deinen Staaten
Dein hoffnungsvoller Unterthan
Beglückt, durch Gott und Dich berathen,
Erflehet und genießen kann.

Hiernach darf es kaum uns wundern, wenn, wie Reuter humoristisch bemerkt, „Dörchläuchten ungefihr de Meinung wir, dat sine herzoglichen Gnaden eben so vel up sik hadden un bedüden deden, as unsern Herrgott sine Gnaden". Weiterhin heißt es:

Beneidet nicht, was wir genießen,
Verwaiste Nachbarn. Nein, wir wissen,
Was euch die Vorsicht zuerkannt.
Gönnt uns in Ruh die erste Blüthe,
Die Frucht in ihrer reifsten Güte
Wird eur; und eur beglücktes Land
Hat durch den Schluß der Ewigkeiten
Das Recht an diesem Kleinod schon.
Wir werden dankbarst es begleiten
Zu seinem Erb- und Fürstenthron.

Kommt aber, theilt mit uns die Freude,
Der Lieder Schall, der Augen Weide;
Die Ohnmacht reicht hier doch nicht zu.
Ja, Prinz! statt dieser schwachen Kerzen
Brennt schon in Millionen Herzen
Dein mehr als Fürstlich Herz und Du.
Schätz unsre Herzen nur nach jenen,
Blick hold auf unsren Helikon!
Er preist in ehrfurchtvollen Tönen,
Wie Strelitz, seine neue Sonn.

Die nahe Zukunft zeigt sich heiter.
Gott, Recht und Du erhöhn Dich weiter
Zur Sonne in der großen Welt.
O Prinz! Hier steht die Andacht stille,
Vertieft sich in des Glanzes Fülle
Und ruft entzückt: Herrsch glücklich, Held!

Fast möchte ich für den Verfasser dieses Hymnus à la Kägebein den biedern alten Dähnert halten, der seine Beschreibung dem Durchlauchtigsten widmete mit folgendem Sprüchlein:

Vermöchte nur die Hand, dem, was das Aug' gesehen;
Und was das Herz empfindt, hier schildernd nachzugehen;
O Prinz! so wird dies Blatt, und sey es schlecht und klein,
Von Greifswalds Glück und Treu ein ewigs Denkmal seyn.

Sonntag den 21. Januar wurde die lateinische Einladung durch öffentlichen Anschlag bekannt gegeben, sowie in den Kirchen verteilt. Der 22. Januar war ein festlicher Tag für ganz Greifswald. Die Galaauffahrt geschah unter Glockengeläut. Das größte Auditorium war dicht besetzt von den Kollegien, von Damen und Ehrengästen. Fanfaren ertönten, als der Prinz nach seinem mit Teppichen und Sammetpolstern bereiteten Sitz schritt, während der Rektor das Katheder bestieg. Nach einer langen patriotischen Anrede, hohen Schwunges und tiefer Weisheit voll, geschah die Bekleidung mit dem Purpurmantel. „Die angestimmte Musik", so berichtet unser Chronist, „gönnte dem Auditorio hier einige

Zwischenzeit, die erhabensten Gegenstände an diesem vollkommenen Fürsten zu bewundern: ein in allem der Hoheit gemäßes, aber mit einer edlen Leutseligkeit gemischtes Wesen; eine Freimüthigkeit, die munter auf Alles blickte und unter der Menge Vorwürfe nichts Störendes noch etwas, dessen sie ungewohnt wäre, zu finden schien; eine Jugend, die dem Alter die wichtigsten angemaßten Vorrechte streitig machen konnte, rührte die Aufmerksamkeit Aller, als der Durchlauchtigste Rektor Magnificentissimus in einer Höchstdemselben mit der vollkommensten Anmuth fließenden Rede von seinen herrlichen Eigenschaften und Gesinnungen das verehrungswürdigste Zeugniß darlegte".

Diese ebenfalls lateinische und ebenfalls sehr gedanken- und inhaltreiche Rede hatte wenigstens den Vorzug der Kürze. „Man erachtet leicht", gesteht der gute Dähnert, in dem ich den Autor vermute, „was jedes Wort, welches Se. Durchlauchten durch den angenehmsten Vortrag zu stärken wußten, für einen rührenden Eindruck in Aller Gemüther gehabt. Die stillschweigende Bewunderung, welche sich die übrige Versammlung auflegte, fiel dem freien Herzen der Herren Studierenden zu schwer und stürzte gleich nach dem letzten Wort in ein unerwartetes Freudengeschrey und in ein überlautes Vivat heraus, womit die Musik einstimmte."

Die Abfahrt vollzog sich in derselben feierlichen Weise. Sämtliche Professoren und Honoratioren wurden in herzoglichen Karossen zur Mittagstafel abgeholt, an der Pracht, Geschmack und Vergnügen herrschte, und wobei der Gastgeber selbst mehrere Gesundheiten ausbrachte. Auch hier wurde ein Gedicht überreicht, das, ursprünglich lateinisch, ins Deutsche übersetzt war von Händen, die — so versichert Dähnert — dem Durchlauchtigsten Herzog sehr wert sind:

Dichtet ein Lied und füget den Ton mit Räthseln zusammen!
Seht den Purpur, noch glänzend von vergötterten Fürsten,
Die ihn getragen, und nun dem Sohn des Anthurs umhängen!
Gryphisches Thal, erhebe dich aus den niedrigen Flächen,
Rühme dich solchen Bürgers, ja rühme dich solchen Regentens!

Sohn der Helden, beglückter Erbe der größesten Fürsten,
Mecklenburgs Hoffnung, erhöheter Preis Wandalischer Länder,
Den die Natur und Tugend der Ahnen schaffet und bildet,
Daß Du mit glänzenden Zeptern das ältste der Völker regierest
Und durch Schaffung des Heils das Beispiel der Väter nachahmest:
Nimm es, dreimal beglückt, nimm an das Steuer der Künste!

Abends abermals, während der Assemblee bei Serenissimus, Musik auf dem Markte, wo die Studenten kleine Kanonen hatten aufstellen lassen, und Feuerwerk. Durchlaucht bezeugte an all diesem bei offenen Fenstern ein ungemein gnädiges Wohlgefallen. Fürwahr, ein Seitenstück zu Reuters ergötzlicher Schilderung: „Ein gräflicher Geburtstag“.

Wer hätte es ahnen können, daß solche Solennität auf den nämlichen Tag fiel, da Kaiser Franz das Majorennitäts-Diplom für den Herzog publizieren ließ? Doch nichts destoweniger und trotz der nun beginnenden Regierungsgeschäfte blieb letzterer vorläufig noch in Greifswald. So freute er sich, daß unter seiner Aegide sich die Zahl der Immatrikulationen mehrte; Anfang Februar wurden drei Herren von Behr inskribiert. Mit ungeschmälertem Eifer lag er selbst den Studien ob, besuchte die Bibliothek und die Struckſche Buchdruckerei, wo in seiner Gegenwart eine poetische Widmung gesetzt und ihm eingehändigt ward, wohnte einer Disputation sowie einer Magister-Promotion bei und bekundete sein besonderes Interesse für die Naturwissenschaften dadurch, daß er nicht nur an Experimenten sich beteiligte, sondern auch den neuen physikalischen Saal feierlich eröffnete. Keineswegs vertrieb man ihm, wie Ludwig Giesebrecht in seinem Programm „der Fürstenhof in Mirow 1708—1761“ meint, die Zeit mit herkömmlichem Nichts. Da begreift es sich, daß aus dem Strelitzschen ein freudiger Zuruf kam an Greifswald:

Glück sey dir Stadt! Dir Sitz der Weisen
Muß Heil in deinen Thoren stehn!
Die Nachwelt wird dein Lob erhöhn!
Dich werden späte Enkel preisen.
Dir leihet ja des Himmels Hand

Den Fürsten, der für uns geboren,
Dem unser Herz auf ewig Treu geschworen,
Der segnend Sich mit uns durch die Geburt verband.

Ein Fürst regiert in deinen Mauern
Und schützt der Weisheit Heiligthum.
Sei stolz auf den erlangten Ruhm!
Wir jauchzen dir. Doch nein, wir trauern.
Bei dir zieht unser Herzog ein!
O Fürst! verlässest Du die Deinen,
Die thränend noch um Deine Väter weinen?
Sey Vater! laß uns doch nicht länger Waisen seyn!

Die Rückkehr des jungen Regenten in seine Erblande stand nahe bevor. Indes wünschte er noch einmal sich als Rektor Magnificentissimus zu zeigen. So vollzog sich denn am 1. März eine öffentliche Feier in der Aula mit großem Pomp. In seiner deutschen Abschiedsrede erklärte Adolf Friedrich: „Ich verlasse Pommern nicht, ohne die lebhaftesten Eindrücke der Erkenntlichkeit und des Vergnügens zum unvergeßlichen Andenken meines hiesigen Aufenthalts mitzunehmen. Fordert gleich ein näheres Band jetzt meinen Abschied von Ihnen, so fordert es mir doch nicht die Würde ab, die Sie mir anvertraut haben. Ich werde dieselbe den Meinigen als ein Siegel der Versicherung ansehen heißen, daß Wissenschaften und Gelehrsamkeit in meinem Lande an mir selbst einen steten Freund und Beförderer zu erwarten haben. Sie machen sich also, meine Herren, in meiner Person um viele verdient. Sie bahnen der Jugend meines Herzogthums den Weg zu Ihren Lehrsälen. Ja, ich hoffe, dereinst aus Ihren Händen, in vielen meiner jungen Landesbürger, für die Kirche und das gemeinsame Wesen nützliche Männer zurück zu empfangen. Kann ich, in einer so fortdauernden Verbindung, dieser berühmten Hohen Schule oft Merkmale meiner besonderen Zuneigung auch abwesend sehen lassen, so soll mein guter Wille bei keiner Gelegenheit entgegen seyn."

Ein Passus sei noch hervorgehoben: „Das Vergnügen des Umgangs, das mir werthe Personen beiderlei Geschlechts mit Wahl

und Anstand geschaffet, soll mir immer in dem erkenntlichsten Andenken bleiben." Das läßt nicht auf Weiberscheu schließen, wovon Reuter in Neubrandenburg allerlei Märchen hörte, was er sich als Humorist natürlich nicht entgehen ließ. „Grugel vör alle Frugenslüd" hat Adolf Friedrich, der freilich unvermählt blieb, jedenfalls in jungen Jahren nicht gehabt, wie auch die von Pyl mitgeteilte Selbstbiographie Augustin Balthasars beweist; dort lesen wir: „Der Herzog eröffnete mit Anna Ehrenfried den Ball; er war so frohgestimmt, daß er beim Abschiede Balthasars Frau die Hand küßte und um die Erlaubniß bat, sie seine ‚liebe Mama' nennen zu dürfen."

In der Morgenfrühe des 2. März 1753 erfolgte die Abreise. Auf dem Markte hatte die Miliz Posto gefaßt, Kanonen waren aufgefahren, auf dem Altan des Rathauses befanden sich die Musikanten. Unter Böllerschüssen, Fanfaren, Salven und Hochrufen stieg der Herzog in den Wagen, darin auch Balthasars Gattin und Tochter Platz nahmen. Voran ritten blasende Postillone, darauf Studenten; in fürstlichen Kaleschen saßen sämtliche Professoren und das Gefolge. „Auch fünfe unserer adelichen Damens erwiesen, daß sie für eine wahre Hoheit und für einen Herrn von schönen Eigenschaften der Ehrfurcht in keinem Stück verfehlen wollten. Sie verstärkten daher, zum Theil in Amazonenkleidern, die Begleitung." An der Landesgrenze, bei der Überfahrt über die Peene, fand der letzte, tränenreiche Abschied statt.

Indes verlor Adolf Friedrich IV. von Mecklenburg-Strelitz mit dem Verlassen Greifswalds, nach fast vierteljährigem Aufenthalt, keineswegs die Fühlung mit der Stadt und Universität; er blieb nicht nur nominell Rektor Magnificentissimus auf Lebenszeit, mehr als ein Menschenalter hindurch, sondern betätigte sich auch als solcher huldvollst. So schenkte er für die Münzsammlung die zu seinem Regierungsantritt geschlagene Medaille in einem goldenen Exemplar und an einzelne Personen dieselbe Denkmünze in Silber; so stiftete er sein eingangs erwähntes, hier zum ersten Mal reproduziertes, wohlgelungenes Bildnis, das ihn in der Mitte der zwanziger Jahre darstellt, in der Tracht eines schwedischen Sera-

phinen-Ritters, mit der Ordenskette aus goldenen Cherubinen, ein Kniestück von vorzüglich schöner Ausführung, wahrscheinlich von dem Hofmaler Daniel Woge, einem tüchtigen Künstler; so bereicherte er die Bibliothek mit der überaus kostbaren Publikation Philosophical Transactions der Londoner Royal Society, dreiundvierzig englische Bände in prächtiger Gold- und Lederpressung, unter Beifügung von hundertfünfzig Talern, um für die Folge die Fortsetzungen kaufen zu können. Diese hochherzigen Zuwendungen fallen in das Jahr 1764, da Peter Ahlwardt Rektor war. Auch mit verschiedenen Persönlichkeiten in Greifswald unterhielt der Herzog eine freundschaftliche Verbindung; so stand er mit der schöngeistigen Anna Ehrenfried Balthasar, späteren Frau von Essen, in Briefwechsel, so übernahm er die Patenstelle bei des Hofgerichtsrats von Usedom Töchterlein, das nach ihm Adolfine Friederike getauft wurde, so ließ er sich das von Dr. Gesterding herausgegebene Pommersche Museum (vierter Teil, 1790) widmen.

Mit Schmerz erfüllte es ihn, der dreihundertjährigen Jubelfeier der Universität im Oktober 1756 fernbleiben zu müssen. Er war eben erst, nach langer Abwesenheit, aus Frankreich zurückgekehrt und seine Anwesenheit in seinem Lande dringlich. Gern genehmigte er aber, daß sämtliche Feierlichkeiten und Festschriften in seinem Namen geschehen und veröffentlicht werden durften, in einem Handschreiben betonend, wie das Andenken der ihm während seines Greifswalder Aufenthaltes bezeigten Zuneigung ihm jedesmal vorzüglich angenehm sei. In den anläßlich des Jubiläums hin- und herfliegenden Zuschriften wiederholt der Herzog mehrfach sein Bedauern, nicht, wie er wohl gewünscht, haben kommen zu können, daß er mit Freude vernommen, wie glücklich die Feier begonnen und beschlossen sei, daß seine Wünsche für das Wohlergehen der Greifswalder Hohen Schule so aufrichtig als unveränderlich bleiben würden und ihm nichts lieber wäre, als öfter Gelegenheit zu gefälligen Dienstleistungen zu finden. Er scheint mehrmals wieder in Greifswald auf kurzen Besuch gewesen zu sein, zum letzten Male 1792.

So war es natürlich, daß der am 2. Juni 1794 erfolgte Tod des Herzogs Adolf Friedrich IV. von Mecklenburg-Strelitz, zumal in Greifswald, innige Teilnahme und Trauer hervorrief. Verlor doch die Universität in dem Verewigten ihr über einundvierzig Jahre durch Rat und Tat erprobtes und bewährtes Oberhaupt. Zu Ehren des bisher beständigen Rektor Magnificentissimus hielt Professor Piper am 24. Oktober im großen akademischen Hörsaal die Gedächtnisrede: „Von den Vorteilen, welche besonders Regenten kleiner deutscher Staaten vor denen der großen eigentümlich besitzen", ein Thema, das ihm von selbst gekommen war, sobald er auf des unvergeßlichen Herzogs Regierung sein festes Augenmerk gerichtet hatte. Adolf Friedrich IV. habe Maßregeln zu treffen gewußt, daß sein Ländchen wie ein Fels im Meer stand, da die Kriegsfluten wild umherbrausten, er habe die Achtung der Könige, die Liebe seiner Untertanen genossen, mit wahrer fürstlicher Milde für Religion und Wissenschaft, Kirchen und Schulen gesorgt, die Lehrer in ihrem schweren Erziehungsberuf aufgemuntert, Notleidende unterstützt; von Natur sanftmütig und zum Begnadigen geneigt, seien zuvorkommende Leutseligkeit und Freigebigkeit in seinem Bilde die einnehmendsten Züge. „Wir erhielten noch jedes Jahr, so oft wir Ihm unsre ehrerbietigsten Wünsche beim Antritt desselben opferten, in jeder Antwort eine Erneuerung Seiner unverändert uns zugethanen Gesinnungen. Und da wir", schloß der Redner, „noch vor zwey Jahren durch Seinen unerwarteten Besuch überrascht wurden und in Seinen heitren Mienen das sichtbare Wohlgefallen über die seit Seinem ersten Hierseyn so gestiegene Vergrößerung unserer Anstalt erblickten, rief Er noch die Bilder Seiner Jugend ins Andenken wieder zurück und begleitete jeden Umstand mit solchen Äußerungen, die allen Anwesenden die Überzeugung gaben, wie Sein Herz an unserm Besten von je her den wärmsten Antheil genommen habe." —

So urteilten ehrenwerte Männer aus persönlicher Bekanntschaft; schauten sie auch durch die rosigsten Gläser, vielleicht nicht ganz frei von Schmeichelei, über das Niveau der Mittelmäßig-

keit muß der mecklenburgische Landesherr emporgeragt haben. Jedenfalls ist er beseelt gewesen von regem Interesse für Greifswald, stets anhänglich und treu befunden worden, gewiß ein edler Charakter. Mit den Jahren mag er, obschon er ja nicht sonderlich alt wurde, Grillen gefangen und mancherlei Schrullen und Marotten gehabt haben, thronend auf einsamer Höhe, ohne eine zärtlich liebende und sanft leitende Lebensgefährtin, nur von einem weiblichen Wesen umgeben, seiner Schwester Prinzessin Christiane: „sin Christel-Swester, de en hellsch resolviertes Frugenstimmer was“, sintemalen sie eine Husarenjacke und bocklederne Hose trug, kurze Pfeife rauchte, Portwein trank und den Cicero las, also eine Emanzipierte von reinstem Wasser. Sie liebte den unverheirateten Bruder auf ihre rauhe Weise und folgte ihm sehr bald im Tode, ebenfalls unvermählt. Seine schwächliche Konstitution hatte ihm häufig und ernstlich zu schaffen gemacht. Seine Kasse zeigte oft eine bedenkliche Ebbe, so daß manche Rechnungen nicht ordnungsmäßig beglichen werden konnten, auch nicht die der energisch ihr Geld fordernden Bäckerfrau Schult: eine der reizendsten Szenen bei Reuter. Die Schultsch übte dafür grausame Rache. Wie der hohe Herr morgens zum Kaffee seinen Zwieback einstippen will, vermißt er letzteren. „Wo sind die Zwiebacken?“ — „„'t giwt hüt kein““, säd Kammerdeiner Rand. „Was soll das heißen?“ — „„Je, Dörchläuchten, heww ik't nich seggt, so würd't kamen? Schultsch will uns nich mihr borgen.““ — „Was? was!“ schreg Dörchläuchten, un sprung pil in En'n, „in Unserm eigenen Lande? — Was? haben Wir nicht Unsere Schatulle?“ — „„Ja, Dörchläuchten, de hewwen wi, dor steiht s', äwer de is so leddig, as en Ei, wat vör drei Wochen utpust is.““ . . . So! Nu wiren Dörchläuchten alle Nerven dörchsneden, ok de nervus rerum gerendarum. Dörchläuchten kreg an desen Morgen keinen Tweiback, un de halwe Stadt knackte un knasperte in Bäcker Schulten sinen Tweiback.

Bei den kriegerischen Zeitläuften verursachte die Aufbringung der nötigen Summen nicht selten Sorge, zumal die außerordent-

lichen Aufwendungen für die wegen der romantischen Umgebung von Serenissimus bevorzugte Vorderstadt Neubrandenburg, welche zur herzoglichen Sommerresidenz erhoben wurde. Viel mehr als die Ritter- und Landschaft beisteuerte, kostete der verhältnismäßig großartige Bau des Palais am Markt, des Theaters und Marstalls, sowie des hübschen Lusthauses im Brodaer Holz, Belvedere, im Volksmunde plattdeutsch „Bellmandür“ geheißen, hoch am See gelegen, auf dem eine prächtige Gondel zu Lustfahrten vor Anker lag. Die Tillysche Schauspieler-Gesellschaft erforderte einen beträchtlichen Zuschuß, noch mehr eine vorzügliche Hofkapelle. Nicht nur die Musik, auch die Malerei fand an ihm einen kunstsinnigen Mäcen. Dazu kam der Kleiderluxus. Adolf Friedrich hatte lange in Frankreich geweilt und mancherlei fremde Allüren angenommen, die seinen getreuen Untertanen spanisch vorkamen. Auch militärischer Glanz wurde entfaltet. Eine Leibgarde von sage und schreibe zwölf Grenadieren mit einem Tambour bereitete der lieben Straßenjugend Vergnügen; lächerlich und lästig erschien der Troß von Lakaien und Läufern.

Doch ging es in den übrigen deutschen Kleinstaaten zur Zopfzeit anders, besser her? Der gutmütige und leutselige Fürst gab gewiß unfreiwillig wiederholt Anlaß zu allerlei Gerede und Klatsch harmloser Art; allmählich bildete sich um seine Figur ein Sagenkreis. „Lustig tau hören un lögenhaft tau vertellen“, dachte und lachte Fritz Reuter, als er sich am Stammtisch des Ratskellers beim Glase Wein von den Philistern die komischen Züge und amüsanten Suiten erzählen ließ aus dem Leben und Treiben von „Dörchläuchten“ oder „Dörchläuchting“, denn die Bürger und Bauern kannten den Herzog nur unter dieser Bezeichnung und nannten ihn nie bei Namen. Das geschichtliche Beiwerk als Arabeske lieferten gelehrte Freunde. Unser Humorist hatte einen neuen Helden gefunden.

Bereits im Herbst 1863 war der Plan gereift. Im Januar 1864 schrieb er seinem Verleger: „Ich nehme ‚Dörchläuchting‘ in Angriff, welches wohl das Heiterste meiner Erzeugnisse werden dürfte.“

Den Sommer 1864 ging Reuter in die „Waterkunst“ nach Laubbach bei Koblenz.*) Dort, im schönen Rheinlande, unter feuchtfröhlichen Badegästen, beschäftigte er sich weiter mit dem Manuskript, woraus er gern vorlas, und das drei Tischgenossen, der Hofprediger Kögel, Professor Oetker und Direktor Tellkampf, scharf kritisierten.

„Wenn ich überall etwas thue“, meldete er seinem Viktor Siemerling, „so schreibe ich an ‚Dörchläuchting‘ und denke dabei stündlich an Neubrandenburg und an die lustigen Nachkommen von Dörchläuchten und dem Konrektor, wenn's auch nicht ihre natürliche, sondern nur ihre lokale Nachkommenschaft ist.“ Als festliche Veranstaltungen zum Jubiläum des Wasserdoktors ihn beschlagnahmten**), ruhte die Arbeit; da scherzte er: „Kein Mensch freut sich mehr darüber, als mein Dörchläuchting; Durchlaucht von Mecklenburg-Strelitz liegen ganz vergnüglich hinter dem Ofen, machen mir allerlei schiefe Mäuler zu und lachen in aller Ruhe über die Unruhe rings um Hochdieselben.“ Im November gratulierte er Gisbert von Vincke, von dem ein Werk in der „Kölnischen Zeitung“ rezensiert worden war: „Wollte Gott, ich und Dörchläuchten wären schon mit heiler Haut durch ihre Spießruthen gelaufen! Dörchläuchten hat in der letzten Zeit schön heranmüssen.“ Beim Herannahen des Weihnachtsfestes lud Vincke das Reutersche Ehepaar zum Besuch nach Frankfurt ein. „Es geht halt nicht“, bedauerte unser Dichter am 12. Dezember, „die Zeit rinnt mir wie Wasser durch die Finger, und wenn wir noch zu unserer Reise ins Pommerland kommen wollen und Dörchläuchting vorher

*) Eine ausführliche Schilderung von dem Aufenthalt unseres Humoristen und seiner Frau in Laubbach, nebst vielen dort entstandenen heiteren Gelegenheitsgedichten, enthält mein Buch „Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen“ (Band I S. 119—128; Band III S. 164—167). Vergl. darüber ferner meine „Reuter-Reliquien“ (S. 83—88).

**) Die dazu verfaßten, höchst originellen Trinksprüche veröffentlichte ich teils in meinen „Reuter-Reliquien“ (S. 180—185), teils in meinen „Reuter-Studien“ (S. 29 folg.).

noch fertig werden soll, so muß ich mit ihr geizen.“ Im März 1866 dankte Reuter für Verleihung der goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft dem Großherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin: „Euere Königliche Hoheit können sich schwerlich eine genügende Vorstellung von meiner Freude machen, wenn ich nicht das Nachstehende mittheile. Ich bin gerade dabei, in meinem nächst erscheinenden Buche dem erhabenen, hochseligen Stifter des mich über Verdienst auszeichnenden Ehrenzeichens, dem Urgroßvater Ew. Königlichen Hoheit, Friedrich Franz dem Ersten, ein heiteres Ehrendenkmal nach meiner Art zu setzen. Derselbe tritt am Schluß dieser Erzählung als lebensfrischer und lebenslustiger junger Mann und als fröhlicher Vermittler im Gegensatz zu dem alten, imbecillen, mit allerlei Sonderbarkeiten behafteten Herzog Adolf Friedrich IV. von Strelitz auf, der von seinen Neubrandenburgischen Untertanen ‚Dörchläuchting‘ genannt wurde und meinem Buche diese Benennung zum Titel hat hergeben müssen.“

Seinem Landesherrn sandte er später ein Exemplar mit einem Überreichungsgedicht,*) das also beginnt:

Es paßt sich freilich schlecht, wenn ich mich unterfange
In dieser Zeiten ernstem Drange
Des hohen Fürsten Fühlen, Denken
Vom tiefen Ernst auf heitern Scherz zu lenken. —

Doch da der Großherzog den Lorbeer sich um seinen Helm geschlungen, heißt es weiter:

So, denk' ich, ist was Fröhliches errungen.

Sollten aber sich die Sorgen schwer herniedersenken:

hoff' ich doch, ich wär'
Vor meinem hohen Herrn entschuldigt,
Daß ich ihm so nach meiner Art gehuldigt.

Mitte Juli kündigte er den Brüdern Ernst und Franz Boll in Neubrandenburg die Fertigstellung des Druckes an: „Wenn Ihr Zeit und Lust habt, solche schlechte Witze in dieser Zeit zu

*) Vollständig abgedruckt in meinen „Reuter-Reliquien“ (S. 185 folg.).

lesen, so werde ich Euch das Ding nach der Herausgabe schicken.“ Beide hatten an der Lektüre keinen reinen Genuß und machten kein Hehl daraus. „Wenn Ihr sagt“, erwiderte Reuter offenherzig und freimütig, „daß Euch mein neuestes Buch nicht so gefallen habe, wie frühere, so stimme ich mit voller Seele in Euer Urtheil ein, und wenn ich etwas zu meiner Entschuldigung anführen soll, so ist es die Sprödigkeit und Dürftigkeit des Stoffes. Ich habe den dummen Streich gemacht, halbe Maßregeln zu ergreifen, ich hätte sämtliche Personen umdichten sollen; Dörchläuchting ist deshalb für jede Darstellung zu jämmerlich und Kägebein zu insipid. Eine Prophetengabe braucht Ihr mir nicht zuzuschreiben, denn Ihr wißt, daß ich schon in Neubrandenburg die Absicht hatte, das Ding zu schreiben, und zu der damaligen Zeit hätten alle Propheten des alten Testaments die Erfolge der jetzigen Zeit nicht voraussehen können, mit denen ich wohl zufrieden bin. Ja, ich bin sehr zufrieden.“ Drei rasch aufeinander folgende Auflagen von 13000 Exemplaren waren im Fluge vergriffen, kurz vor Ausbruch des Krieges, wo sonst jeder Sinn für schöne Literatur zu erlöschen pflegt. Trotz dieses glänzenden äußeren Erfolges schrieb er an Vincke: „Ich hoffe, ‚Montecchi und Capuletti‘ soll besser werden, als ‚Dörchläuchting‘, mit dessen Werth ich nicht zufrieden sein kann. Der Stoff liegt mir handlicher als bei ‚Dörchläuchting‘, und der Hintergrund, die Reise nach Konstantinopel, erscheint farbiger, als die aschgraue Zeit des vorigen Jahrhunderts und eines mecklenburgischen Fürstenhofes.“

Der Verfasser übte strengere Kritik, als seine meisten Rezensenten. Adolf Wilbrandt erklärte es für ein aus übermütiger Satire und kleinstädtischer Poesie sehr anziehend gemischtes Buch, das große Verdienste habe. Nur Otto Glagau geriet außer sich: Dörchläuchting streife an den Idioten, der Hofpoet nehme sich einfach albern aus, die Gesellschaft im Ratskeller bestehe aus den allergewöhnlichsten Kneipbrüdern, und ihre Lustigkeit gewähre keinen Spaß. „Wat den Einen sin Uhl, is den Annern sin Nachtigal“ kann man sagen, wenn man dagegen den tüchtigen

Geschichtschreiber, Generalschuldirektor Friedrich Kohlrausch hört: „Der Triumph des Humors ist in ‚Dörchläuchting‘ zu finden. Ich habe bei dem Kapitel, wo die Philister der Stadt Nigen-Bramborg im Rathskeller bei einer Bowle Punsch lustig werden und sich im Singen und Dichten überbieten, auf meiner Stube in stiller Mitternacht unter fortwährendem Lachen helle Thränen vergossen und behaupte, daß in unserer ganzen Literatur nicht Ähnliches existiert, so viel Komisches wir auch Jean Paul und anderen verdanken. Eine Figur wie den Hofpoeten Kägebein und Dörchläuchting haben auch die früheren Schriften nicht aufzuweisen". Dies war und ist noch im allgemeinen die Ansicht des Publikums.

Freilich ist „Dörchläuchting" ebenso unhistorisch wie Scheffels „Ekkehard" und Freytags „Ahnen".

Aber es sollte ja auch kein historischer Roman sein; prächtig verwahrt und verdefendiert sich dagegen der Verfasser in der „Vörred', dormit dat em nahsten kein Nahred' dröppt": — „Wenn ik mi vermeten dauh, in dit Bauk ut de kümmerlichen Tiden nah den säbenjährigen Krieg 'ne Geschicht ut de gaude Vörderstadt Nigen-Bramborg tau vertellen, so darw keiner sik inbilden, dat ik mi vel mit vörnehme Lüd, mit Grawen un Gräwinnen bemengen ward — natürlich, as dat all de Titel beseggt, Dörchläuchten utbenamen —, oder dat ik mit Gold un Gesmeid un sidene Kleeder 'rümmer spillunken ward — natürlich ok hier wedder Dörchläuchten utbenamen —, oder dat ik vele klauke un gelihrte Lüd up den Band trecken un sei vör de Ogen von mine Lesers up un dal danzen laten ward — hier äwer vör Allen Dörchläuchten wedder utbenamen —; ne! dat All nich! Grawen un Gräwinnen gaww dat dunntaumalen in Nigen-Bramborg nich un giwwt dat ok hüt noch nich; mit Gold, Gesmeid un sidene Kleeder hett sik dat frilich up Stunns bet upsmeten, dunntaumalen was dat äwer dormit Essig; un mit klauke un gelihrte Lüd hett sik dat frilich ok hellschen upbetert, dunntaumalen was — Dörchläuchten utbenamen, un de was't ok man dörch sinen Hofpoeten — kein einzigste gelihrte un besonders klauke Mann in Nigen-Bram-

borg; Einer hadd denn tau de irste Sort den Konrekter un Kanter Aepinus un tau de tweite den Hofrath Altmann reken müßt. Ok mit Annum un Datum is dat in mine Geschicht sihr swack bestellt, un ik ward mi woll hüden, doräwer Hals tau gewen, denn wenn so'n richtigen kronischen oder kronologischen Klüsterkopp doräwer herfallen süll, denn künn hei mi Perfesser Kohlrauschen sine Tabellen unner de Näs' hollen un mi fragen: wo stimmt dit? un wo stimmt dat? un mi in de gaude Meinung von mine Lesers gründlich verungeniren. Ik ward dat also maken as de Schriftstellers, de sik up Stunns mit de geschichtlichen Romanen befaten, wo vel von Roman de Red' is un wenig von Geschicht, ward Allens schön dörchenanner mölen." Und wie lautet die Dedikation? „Damit er sich daran etwas verlustieren und vermüntern möge, habe ich diese heitere Geschichte dem Dr. Julian Schmidt gewidmet."

Ja, das muß auch der verbissenste Hypochonder. Und schließlich wird der Historiker dem Humoristen nicht ernstlich zürnen, daß er seinen Helden keineswegs der Wirklichkeit entsprechend geschildert, ja vielfach karikiert hat. Gustav Freytag hat einmal trefflich bemerkt: „Wenn Fritz Reuter lachend einer geschichtlichen Anekdote folgt — Durchlaucht von Strelitz —, so sticht solche Gestalt von den übrigen, welche völliger künstlerisch gebildet sind, so scharf ab, daß sie als Karikatur erscheint, was sie in der That nicht ist". Wie dies und das stimmt oder vielmehr nicht stimmt, könnte das Thema zu einer Doktorarbeit bilden. Ich möchte hier nur eine Frage zu beantworten suchen: wie stand es mit Dörchläuchtings Gewitterfurcht?

Zwei Geschichtschreiber, die schon genannten Franz und Ernst Boll, lassen sich kurz darüber aus. Ersterer berichtet in seiner Chronik von Neubrandenburg: „Die Dienerschaft soll den Herzog öfter von seinen beabsichtigten Ausflügen nach dem Krongut Sponholz durch seine Gewitterfurcht zurückgebracht haben, weil daselbst für den bequemen Aufenthalt der Dienerschaft nicht ausreichend gesorgt war." Und Ernst Boll, nebenbei bemerkt, Ehrendoktor der Greifswalder Universität, sagt in seiner Geschichte Mecklen-

burgs: „Wenn ein Gewitter im Anzuge war, ließ der Herzog den Konrektor Bodinus als Naturkundigen zu sich kommen und besprach dann mit ihm alle Eventualitäten, welche dies Gewitter herbeiführen könne; der Konrektor suchte ihn dann möglichst zu beruhigen". Es liegt auf der Hand, daß die Gebrüder Boll dem befreundeten Fritz Reuter mündlich wohl mehr und allerlei amüsante Einzelheiten darüber erzählt haben, daß er auch von andern Einwohnern manches hörte, was Tradition und Legende überlieferten. Dahinein hat nun der Humorist das Beste geheimnißt und wahrhaft souverän geschaltet. Wenn ein Gewitter in der Luft war, mußte Aepinus kommen mit seinem Kasten, mit Flaschen und sonstigem Geschirr. In Dörchläuchtings Allerheiligstem, seinem Privatkabinett, wurden nun Vorstellungen veranstaltet, und alles wurde natürlich ausgedeutet: „De Konrekter let lütte Kugeln von Flederpaddik sik afstöten un antrecken, let lütte Poppirpoppen in sinen Pick- un Horz-Kasten danzen, set'te Randten up en Hüker, de unnen up Buddelhälſ' stunn, un lod em kanonenvull von 'ne Materi, de kein Minsch tau seihn kreg, bet em de Hor as Swinsböſten tau Höchten stunnen un hei von Gesicht as en richtigen Swinegel utsach. Denn gung hei an Randten 'ranne un kamm em mit en krummen Finger an de Näs', wobi Rand de Näs' krüs'te, un denn kamm Dörchläuchten un makte dat ebenso un lachte äwer Randten sin Utseihn. — Einmal hadd de Konrekter Dörchläuchten fragt, wat hei en Blitz — en ganzen lütten — seihn wull, un Dörchläuchten hadd dummerwiſ ‚Ja' seggt un hadd en Slag kregen un binah dat Rohren un hadd Befehl gewen, dat Ding sein Dag' nich wedder em vör Ogen tau bringen. Von dese Saken begrep Dörchläuchten Gott in der Welt gor nicks — de Konrekter säd: wegen sine natürlichen Anlagen — Rand säd: wegen sine natürliche Angst —, un hei befohl den Konrekter, in sine Eigenschaft as regierende Herr, hei süll daför sorgen, dat kein Gewitter mihr upkamen künn. As de säd, dat künn hei nich, verlangte hei, hei süll em gegen dat Weder schütten. Ja, säd de Konrekter, dat Einzigste dorgegen wiren Wederstangen, un as hei

em dat gründlich utdüdt hadd, würden an alle Schornsteins un Ecken von de Paleh Wederstangen anbröcht, de hüt noch dor in de Luft kiken."

Zuerst fühlte Serenissimus Strelitziensis bei dieser Einrichtung etwas Ruhe; aber mit der Zeit stiegen in ihm Zweifel auf, ob dadurch auch seine höchsteigene Person gehörig gegen Gefahr geschützt wäre. Er fragte also Aepinus um Rat, der indes nicht wußte, wie solches anzustellen. „Hei wüßt woll, dat Isen un anner Metall den Blitz antrecken ded, un dat Glas un Siegellack un Sid' den Blitz afstödd, äwer 'ne Nutzanwennung von dese Saken för de dörchläuchtigste Perßon wüßt hei ok nich tau maken." — „Also", frog Dörchläuchten, „Er meint, daß, wenn ein Mensch in einer Glaskugel säße, er nicht vom Blitz getroffen werden könnte?"

Da alle Versuche scheiterten, suchte der regierende Herr sich selbst zu helfen. Als beim nächsten Gewitter Aepinus wieder zitiert und ins Kabinett geführt wurde, bekam er etwas zu sehen, was ihn zuerst aus der Fassung brachte: „Midden in de Stuw stunn en Tritt up Buddelhäls', dorup 'ne Ort von Lusthus, von Finstern, de bet up de Ird' reckten, rundüm tau, un baben taustülpt mit en hellblagen, sidenen Baldachin, de as en Regenschirm för föfteihn Mann utsach, un in dese Anstalt satt Dörchläuchting in sine unschüllige Angst up en Lehnstaul in en gelsidenen Slaprock, mit 'ne gräunsidene Slapmütz up den Kopp un mit en por Schauh an sine Beinen, de mit roden Siegellack lackiert wiren. Em let't likster-welt as en schönen Karnalljenvagel mit 'ne gräune Kapp, den sik Einer in't Burken sett hett, dat hei singen sall; un hei künn jo nu ok ümmer anfangen tau singen, wenn em man beter tau Maud west wir. — Und doch würd hei den Konrekter en schön Stück wegen sin Lachen vörsungen hewwen, wenn nich en Blitz sinen dörchläuchtigen Sing-Sang unnerbraken hedd. — „Wat is dat för en dummes . . .?" — nu kamm de Lüchtung, un hei slog sik en sidenes Taschendauk vör de Ogen — „ach, du leiwer Gott!" — un hei kek achter dat Dauk herute un lurte up den Dunner, un

as de kamm, höll hei sik de Uhren tau un rep wedder: „Ach, du leiwer Gott!“ — De Konrekter hadd dat Lachen instellt un bekek sik dat Burken binn'n un vör, un Dörchläuchten seg em hellschen ungewiß an un frog tauletzt: „Na, wat meint Hei? — Is dat woll so? — Glas, Sid'“ — un hei böhrte den Bein in de Höcht — „un hir is ok Siegellack; un Allens, wat Metall heit, heww ik 'rute bringen laten.“ — „„Je““ säd Aepinus, „„'t wir woll so, Dörchläuchting; wat de Minsch dauhn kann, hewwen Sei dahn; äwer nehmen S' nich äwel, de goll'ne, herzogliche Kron' baben up Ehren Thronsessel, wo Sei up sitten, de hewwen Sei vergeten.““ — „Segg ik dat nich! Segg ik dat nich! De Esel, de Rand — ach, du leiwer Gott!“ — Denn 't gaww wedder 'ne Lüchtung — „Schapskopp! bring en annern Staul her! Ik will gor keine herzoglichen Ihren, denn ik bün bi so'n swores Weder ok man en gewöhnlich Minsch — ach, du leiwer Gott!“ un hei höll sik wegen den Dunner de Uhren tau — „nich wohr, Konrekter?“ De Konrekter säd, dat glöwte hei ok; äwer de Thron mit de Kron' künn jo ümmer bliwen, de Kron' künn jo in en siden Dauk wickelt warden; un as dit geschach, hadd hei sine besondern Betrachtungen doräwer, wo sogar gollne un schinende herzogliche Ihren vör Gottes Dunnerwürd sik verhüllen un demäudig bi Sid leggt warden. — „Rand, geh 'raus un kuck ins Wetter!“ befohl Dörchläuchten. — Un Rand ded't un kamm wedder: „„Dit is voräwer; awer 't steiht all wedder ein parat, un dat süht gefährlich naug ut.““ — „Rand, bring för den Konrekter en Staul in minen Wedertempel!“ — „„Oh, Dörchläuchten““, säd Aepinus, „„dat is jo nich nödig.““ — „Ja, 't is nödig, mi is't nödig; äwer so kann Hei nich 'rinne, so treckt Hei mi den Blitz 'rinne. — Rand, en anner siden Slaprock un Slapmütz un de roden lackierten Schauh!“ — De Konrekter müggt sik wehren, so vel as hei wull, 't hülp em nicks, un nah 'ne Wil stunn hei dor mit 'ne swarte Slapmütz un en füerroden Slaprock un füerrode Schauh, un hei stunn dor as en Zauberer ut ollen Tiden, de en unglücklichen Prinzen in ein Karnalljenvagel ver=

wunschen un in en Glaskasten bannt hett, ùn dat let so, as wenn hei dor fór ewige Tiden 'rinne set't wir, denn blot dórch 'ne schóne Fee un en sáuten Kuß up sinen Snabel kunn hei erlóst warden, un vór't Küßen hadd Dórchláuchten einen abscheulichen Grugel. — Dórchláuchten jagte nu Randten 'rute, wil de Utdúnstung von vele Minschen den Blitz antrecken súll. — „Wat meint Hei, Konrekter, is dat woll so seker?" — „„Je, Dórchláuchten, nah minen Verstand. . . ."" — „Is dat ok woll ganz seker?" — „Je, wat Einer dauhn kann, is jo dahn, áwer wat is Minschenwark gegen unsern Herrgott sinen Willen?"" — „Dat segg ik", rep Dórchláuchten, „de dummen Kirls, de Discher un Glaser súllen 't ganz rund maken, un sei hewwen 't eckig mackt, Ecken trecken úmmer an." — „„Ja, wat kánen de Lúd dorfór? Wenn uns' Hergott will, denn pust hei in en Ogenblick ganz Bramborg weg. Denken S' doch an Sodom un Gomorra!"" — „Ach du leiwer Gott! — Ja, ik weit 't, ik . . . ." — Hir stek Rand den Kopp in de Dór: „„Dat kúmmt wedder up't Frisch 'ruppe, un Bácker Schultsch seggt. . . ."" — „Schapskopp, ik will gor nich weiten, wat dat impertinente Frugensmisch seggt, — ach, du leiwer Gott!" . . . Un en furchtbarer Slag fóll, Blitz un Dunner tausam." —

Wie kam nun, so fragen wir, Fritz Reuter zu den chemischen und physikalischen Kenntnissen, wie zu einer so faschingähnlichen Szene, wie zur Umwandlung des Konrektors Bodinus in den Konrektor und Kantor Aepinus?

In Treptow an der Tollense, wo Reuter nach der Festungs- und Stromtid sich als Lehrer niedergelassen hatte und mit den „Láuschen un Rimels" gleich einen durchschlagenden literarischen Erfolg erzielte, war im Anfang der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts neben dem sogenannten chemischen Feuerzeuge, bestehend in Schwefelhölzchen mit Köpfen von chlorsaurem Kali und einem zugehörigen Fläschchen, welches mit Schwefelsäure getränkten Asbest enthielt, das Döbereinersche Feuerzeug in Gebrauch, bei welchem in einem Glasgefäß entwickeltes Wasserstoffgas mit

Platinaschwamm in Berührung gebracht wurde, um diesen unter Luftzutritt in Glühhitze zu versetzen und das nachströmende Gas daran zu entzünden. Nicht selten traf man auch das Fürstenbergsche Schnellfeuerzeug, bei welchem der aus Zink und verdünnter Schwefelsäure entbundene Wasserstoff durch den Funken eines Elektrophors zur Entzündung gebracht wurde. Der Umstand, daß alle diese Apparate oft ausbesserungsbedürftig wurden, ermöglichte es einem Mechaniker, Namens Jazet, in der Aussprache der Treptower „Schaße", im Orte sein Brot zu finden. Einen Nebenerwerb fand derselbe in hin und wieder veranstalteten Schaustellungen, welche bestimmt waren, dem Publikum die Wunder der Elektrizität vor Augen zu führen. Der Glanzpunkt war eine elektrische Entladung, an welcher die Wirkung eines Blitzschlages klargemacht werden sollte. Ein die Gewitterwolke darstellender, mit Elektrizität geladener hohler Metallkörper bewegte sich an eine Kirchturmspitze heran, indem der überspringende Funke so geleitet wurde, daß ein unten eingeschobener, leicht entzündlicher Gegenstand in Brand geriet. Besondere Sorgfalt war dem Turm gewidmet, der sich wie ein in größeren Dimensionen gehaltenes Kinderspielzeug ausnahm. Reuter hat die Vorstellungen des in seiner Art tüchtigen und geschickten, wenn auch nicht gelehrt zu nennenden Mannes öfter besucht. Dieser Mechanikus nun suchte ihn einmal in seiner Wohnung auf und klagte ihm, daß seines Bleibens in der Stadt nicht länger sei. Die Einführung der neu erfundenen Streichhölzer verkümmere ihm sein Brot; er sei entschlossen, fortzuziehen, habe seine Sachen gepackt, dabei aber Zerbrechliches von minderem Wert ausscheiden müssen. Einen Vorrat von Glasröhren, Kolben und Reagenzgläsern bat er ihn anzunehmen; er, Reuter, sei der einzige in Treptow, welcher sich auf den Gebrauch derselben verstehe und sie bei Versuchen nützlich verwenden könne. Reuter nahm die Sachen mit Dank an und gab dadurch zu erkennen, daß er sich auch mit der Chemie beschäftigte. Er kaufte dem Manne aber obendrein einen alten Schmöker ab, betitelt: „Herrn Joseph Priestley Geschichte und

gegenwärtiger Zustand der Elektricität nebst eigenthümlichen Versuchen. Aus dem Englischen übersetzt von Johann Georg Krünitz. Berlin und Stralsund, verlegt von Gottlieb August Lange, 1772."

Diesen dickleibigen Quartanten, mit vielen Kupfern, hat Reuter eifrig studiert. Wir gewinnen jetzt einen ungeahnten Einblick in die Werkstatt unseres Humoristen. Hier finden wir all die verschiedenen, in „Dörchläuchting" geschilderten Experimente und Grundregeln der Elektrizität: zwei Kugeln von Hollundermark, die zuerst einander zurückstoßen, dann sich nähern und berühren; Papierfähnlein und Strohhalme, die wie Puppen im Kreise sich herumdrehen und tanzen; Versuche, mittelst der Leydener Flasche den Blitz, den Knall, den Schlag zu entladen. „Es veranlaßt dabei oft ein ungemeines Vergnügen", heißt es, „wenn man einen erschütternden Schlag Jemandem, der sich dessen gar nicht versieht, unvermuthet beibringt, wobei der Elektriseur einander die Hände auf die Köpfe legen läßt. Die Entladung einer Batterie ist mehr ein schreckvolles als anmuthiges Experiment, und die Wirkungen, welche dieselbe hervorbringt, lassen sich niemals anders als mit Erstaunen und Bestürzung ansehen." Wir erhalten ferner interessante Aufschlüsse über die elektrische Kraft von Eisen, Metall, Pech, Harz, von Siegellack, Seide, Glas; Experimente mit großen Glaskugeln lernen wir kennen, die Gefahr menschlicher Ausdünstungen, Franklins Entdeckung, metallene Stangen zur Ableitung des Blitzes auf Gebäuden anzubringen. Da lesen wir: „Franklin ertheilt Personen, welche sich vor dem Gewitter fürchten, den Rath, sich in der Mitte eines Zimmers (nur nicht unter einem an einer Kette hangenden metallenen Kronleuchter) auf einen Stuhl zu setzen und auf einen andern Stuhl ihre Füße zu legen. Für noch sicherer hält er es, wenn man zwei oder drei Matratzen oder Betten in die Mitte des Zimmers bringt und doppelt zusammenlegt und alsdann den Stuhl darauf stellt; denn, da dieselben keine so gute Leiter, wie die Mauern, sind, so wird der Blitz nicht so leicht hindurchfahren. Der allersicherste

Platz aber ist ein in gleicher Entfernung von allen Seiten des Zimmers auf seidenen Schnüren schwebendes Hängebette."

Hier haben wir die Anregung zu der mitgeteilten phantastischen Episode mit ihrer unbezwinglichen Situationskomik, sowie die Quelle für Reuters überraschende Kenntnisse der Körper und Kräfte, die das elektrische Anziehen und Zurückstoßen bewirken. Und wenn man sich darüber den Kopf zerbrochen hat, weshalb Reuter den trefflichen Konrektor Bodinus, Lehrer des Dichters Johann Heinrich Voß, in den Konrektor und Kantor Aepinus umwandelte, so wird dies Rätsel jetzt auch gelöst. In obigem Buche begegnete er sehr oft zwei Naturforschern, Namens Canton und Aepinus, deren elektrische Schriften und sinnreiche Experimente ihn wohl besonders fesselten.

Es klingt aber wie Ironie, wenn unser Humorist von Dörchläuchting sagt: „Von dese Saken begrep hei Gott in der Welt gor nicks". Von dese Saken, nämlich Physik, Elektrizität, von der Naturwissenschaft überhaupt hatte Dörchläuchtings Urbild, Herzog Adolf Friedrich IV. von Mecklenburg-Strelitz, gerade am meisten gelernt während seines Aufenthalts in Greifswald. Daher durfte bei Eröffnung und Einweihung des Instrumentensaales, welcher der Prinz beiwohnte, der Professor der Physik ihn wahrheitsgemäß in seiner Rede rühmen: „Ich erinnere mich mit der dankbarsten Ehrfurcht der huldreichsten Denkmale von Dero preiswürdigster Aufmerksamkeit, welche Höchstdieselben zu wiederholten Malen denen Versuchen und Beobachtungen aus der Naturlehre zu widmen und zu unser aller Aufmunterung, mit dem glücklichsten Erfolg, selbst anzustellen geruht haben." Franklins phänomenale Erfindung wandte der Herzog alsbald bei seinem in Neubrandenburg erbauten Palais praktisch an, indem er dort nicht weniger als sechzehn Blitzableiter anbringen ließ, die bis auf den heutigen Tag das Schloß vor Blitzschlag schützen. Das unaufgeklärte, abergläubische Volk allerdings schrieb dem fürstlichen Erbauer in Folge dessen Gewitterfurcht zu; sollte der Dichter, der Humorist sich dies ergötzliche Motiv entgehen lassen?

Was wäre denn Dörchläuchting ohne seine „Grugels“, insonderheit ohne seine Angst „vör en Gewitter“, ohne seine Scheu „vör alle Frugenslüd“?! Darauf beruht ja vornehmlich die ganze vis comica dieses Fürsten von Gottes Gnaden.

Adolf Friedrich IV. hat schon einige Verteidiger gefunden, die freilich ziemlich ungeschickt ihm mehr schadeten als nützten, die seine Ehrenrettung sich angelegen sein ließen. Als klassischer Zeuge wird der berühmte Begründer der Kunstgeschichte und Kunstkritik Johann Joachim Winckelmann aufgerufen, der mit Adolf Friedrich in Rom zusammen gewesen sei. Allerdings schreibt Winckelmann begeistert von einem dort weilenden siebzehnjährigen mecklenburgischen Prinzen: „Er scheint mir ein Bild der Tugend in Fleisch und Bein zu sein und der ersten Menschen aus der goldenen Zeit; er ist mir Freund, Sohn, Schüler und Spielgeselle, mit großen Talenten begabt. Ich kehre mit demselben zu meiner verflossenen Jugend zurück.“ Winckelmanns Briefe datieren aus dem Jahre 1765; damals zählte Adolf Friedrich schon siebenundzwanzig Jahre und war längst regierender Herzog; gemeint ist sein um ein Jahrzehnt jüngerer Bruder Georg August. — Wohl sind Geschwister einander oft sehr unähnlich, körperlich wie geistig; aber auch der andere Bruder, Großherzog Karl II., sein Nachfolger, Vater der unvergeßlichen Königin Luise von Preußen, war nicht unbedeutend. Adolf Friedrich IV. war ein Original, und Originale sind einzig in ihrer Art. Sie fallen auf durch Eigenheiten, Eigentümlichkeiten, die einen Zug ins Große, Erhabene haben können; aber bekanntlich ist vom Erhabenen zum Lächerlichen oft nur ein Schritt.

Diesen Saltomortale hat unser Humorist mit seinem Helden vorgenommen, ein kühnes Wagnis. Er selbst war nachmals, wie wir sahen, nicht damit zufrieden; und er wäre es wohl noch weniger gewesen, hätte er die sympathische Persönlichkeit Adolf Friedrichs in Verbindung mit der Universität Greifswald kennen gelernt. Doch dann würde Fritz Reuter uns nicht eine seiner köstlichsten Geschichten geschenkt haben: „Dörchläuchting“. Die poetische Licenz hat auch ihre Berechtigung, ihr Gutes. Am Rhein

im schattigen, baumreichen Wasserkurort Laubbach schrieb er, fern von Neubrandenburg sich mit Neubrandenburg beschäftigend, diese heitere Schöpfung, sich selbst und vielen Tausenden zum Vergnügen, zur Erholung und Erfrischung. Daher durfte Gisbert von Vincke singen und sagen:

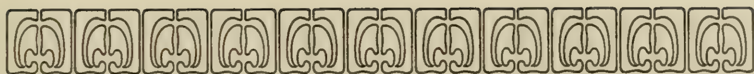
Einst hat aus komprimierter Luft
Münchhausen Steine fabriziert;
Aus Humor hat und Waldesduft
Dörchläuchting sich krystallisiert.

Ja, das ist der rechte Gesichts- und Standpunkt! Das Urbild kann bei den Urteilsfähigen nicht darunter leiden, und nur diese kommen in Betracht. Der großen Menge ist und bleibt es gleichgültig, wie Dörchläuchting in Wahrheit beschaffen gewesen; sie freut sich einzig und allein an der humorvollen Dichtung.

Wohl erwächst der wissenschaftlichen Forschung die Pflicht, allzu starke Übertreibungen und Entstellungen auf ihr richtiges Maß zurückzuführen. Vehse in seiner Klatschgeschichte der deutschen Höfe tut in dem Kapitel über den mecklenburgischen Hof nicht unseres Herzogs Adolf Friedrich Erwähnung, und das ist ein gutes Zeichen. Als letzterer Greifswald feierlich Valet sagte, rief der Rektor zum Abschied ihm zu: „So sey denn, Durchlauchtigster, Ihr Name dereinst unseren Nachkommen so heilig, als er uns ist!“ Dieser rein persönliche Wunsch nahestehender Zeitgenossen wird schwerlich noch in Erfüllung gehen. Denn die Gesamterscheinung des Herzogs Adolf Friedrich IV. von Mecklenburg-Strelitz ragt durch nichts, weder im Guten noch im Bösen, außerordentlich hervor, und das gilt doch als Hauptbedingung für die Unsterblichkeit. Indessen sein Doppelgänger, sein Schatten, sein alter ego, die originelle Charakterfigur aus der Feder Fritz Reuters bleibt ewig bestehen: „Dörchläuchting“.

Von Ivenack nach Isenack.

Neue Mitteilungen aus Reuters Leben und Schaffen.



Isenack, in dem Augustmond 1868, so unterzeichnet Fritz Reuter die launige Widmung seiner letzten Erzählung „De Reis' nah Konstantinopel", Isenack, plattdeutsch für Eisenach im Großherzogtum Sachsen-Weimar, lateinisch: Isenacum, woselbst der unvergeßliche Volksschriftsteller und gottbegnadete Humorist bekanntlich ein schönes, an Glück, Ruhm und innerer Befriedigung reiches Alter genossen in seiner Villa am Fuße der Wartburg, dort auch seine Ruhestätte gefunden hat in einem Ehrengrabe.

Ivenack aber? Nicht jeder hörte von diesem Erdenfleckchen, er müßte denn schon in der Geographie sehr bewandert oder Mecklenburger sein oder auch in Reuters Leben und Werken Bescheid wissen.

Ivenack ist nämlich ein gräflich Plessensches Gut, ungefähr eine halbe Meile nordöstlich von Stavenhagen, der Vaterstadt unseres Dichters, und recht eigentlich sein Jungsparadies. „Nach Ivenack", — so beginnt die Vorrede zu Reuters erster Erzählung „De Reis' nah Belligen" — „kennt einer meiner Leser Ivenack, diese liebliche, der Ruhe geweihte Oase in dem rings von Mühe und Arbeit durchfurchten Lande, die, einer schlummernden Najade gleich, sich auf grünender Au und blumiger Wiese gelagert hat und ihr vom Laube tausendjähriger Eichen umkränztes Haupt in dem flüssigen Silber des Sees spiegelt? Nun, Ihr mögt es kennen und mögt es auch lieben; mir aber ist es mehr, als es dem fremden Besucher sein kann. Für mich ist der Glanz des Sommermorgens, der sich darüber breitet, mit tausend goldenen Fäden der Erinnerung aus Kindheit und Jugend durchwoben, Festtagserinnerungen, Ferienerinnerungen, die wie leuchtende

Blumen aus dem Dunkel des Waldes mir entgegen nicken und mit süßem Waldgesang in mein Herz ziehen. — Dahin — —"

Ja, mit Ivenack fühlte er sich verwachsen, schon seit frühester Zeit. Dort sah er als sechsjähriger Knabe im September 1816 den Fürsten Blücher. Bürgermeister Reuter, sein Vater, war ein Patriot und ließ es sich nicht nehmen, sobald der gefeierte Held der Befreiungskriege beim Grafen von Plessen auf Ivenack zu Besuch kam, dorthin zu fahren. Der Greis mit dem grauen Schnauzbart saß, gemütlich eine kurze Pfeife rauchend, an der Ecke des Schlosses auf großem Lehnstuhl, umgeben von vornehmen Herren in schwarzen Leibröcken, die edlen Rosse des gräflichen Marstalls musternd, vor allem den „Herodot", einen Schimmelhengst, der, 1806 durch die Franzosen als Beute fortgeführt, von Napoleon bei seinen Siegeseinzügen geritten worden war*). „Das ist Blücher!" diese drei inhaltsschweren Worte des Vaters blieben

*) Eine der ersten Prosaschriften Reuters betitelt sich „Abendteuer des Entspekter Bräsig". Der Held dieser humoristischen Erzählung besieht sich in Berlin das Königliche Schloß und die davor befindlichen beiden „Pferdebändiger", findet keine Rasse in den Tieren, wohl aber gegenüber vorm Museum die Amazone: „Das laß ich mir gefallen! Ein schönes Roß, scheint auch *Ivenacker Herodotenblut* in zu sein."

dem Sohne zeitlebens im Gedächtnis, auch die äußere Erscheinung des tapferen Haudegens. Seinen Charakterkopf hat Fritz Reuter als Schüler aus der Erinnerung gezeichnet. „Von den ollen Blüchert“ hat er nachmals in den „Läuschen un Rimels“ gesungen und gesagt, ja das heitere Stückchen zu einem vaterländischen Schwank dramatisiert: „Des alten Blücher Tabakspfeife“. In Teterow wird der Feldmarschall von dem Kutscher aus Ivenack mit gräflichem Gespann erwartet.

Du, du — mein Sohn — du mit der rothen Jack!
Bist du vielleicht aus Ivenack?

„Ja, Herr! ich bün hier als Releh
Un soll den ollen Blücher holen.“

Denn mach dich schnell man uf die Sohlen
Und bring' mich aus dit Demelé
Und mach' dich Alles rasch zu Schick,
Denn sieh, der Blücher, dat bin ick! —
So, Ivenacker! Vorwärts! Vorwärts!

Sogar der historische Schimmelhengst ist in „Schurr-Murr“, „Ut de Franzosentid“ und „Ut mine Stromtid“ erwähnt.

Auch der wackere Amtshauptmann Joachim Weber zu Stavenhagen war oft in Ivenack und wird dem kleinen Fritz Reuter, seinem Päding, von Marschall Vorwärts erzählt haben. Aus Webers Briefen interessieren die folgenden, noch ungedruckten Einzelheiten:

3. August 1815: „Hier sagt man, daß Blücher um seinen Abschied gebeten habe. Als Ursache gibt man an, es habe ihn so sehr verdrossen, daß die Alliierten, wie sie in Paris gekommen, die von ihm und Wellington ausgeschriebene Kontribution ganz außerordentlich heruntergesetzt hätten, da sie ihnen doch die Vollmacht gegeben, zu verfahren, wie sie es der Sache angemessen fänden“; und am 5. September 1816: „Fürst Blücher ist am dritten dieses zu Ivenack eingetroffen. Gestern habe ich den wahren alten ehrwürdigen Herrn zu Ivenack gesehen, und ich konnte mich gar nicht von ihm trennen; ich stand wohl eine halbe Stunde ganz

dichte bei ihm im Garten, hatte auch die Ehre, daß Herr Graf von Plessen und von Moltke persönlich zu mir herankamen. Mit dem alten Blücher wollte ich mich nicht einlassen, da ich im Oberrock war. Der Alte hat so was Ehrliches in seinem Gesicht. Es wurden im Garten Pferde vorgeritten, wo ich also den Blücher recht beobachten konnte. Aber das sieht man ihm auch an, daß viel Ernst in ihm ist, und daß, wenn er vor der Fronte reitet, es gewiß militärisch geschehen muß"; endlich im Sommer 1819: „Die Reise nach Rostock zur Enthüllung des Blücher-Denkmals liegt mir etwas im Sinn; ich kann doch nach diesem sagen, als die Statue unseres Landsmannes, der die Welt mit retten half, aufgerichtet wurde, war ich gegenwärtig".

Außer dieser Blücher-Episode bot Ivenack dem jungen Reuter viele andere Erinnerungen an seine Kinderjahre. Onkel Herse stammte ja, als Sohn eines gräflich Plessenschen Kammerdieners, von dort, Herse, der wohlbekannte originelle Apotheker, Ratsherr und notarius publicus in Stavenhagen. Derselbe erzählte dem aufmerksam lauschenden Knaben wunderbar romantische Dinge von dem alten Schlosse, wo Amtshauptmann Weber residierte, das ehemals eine Ritterburg gewesen. „Süh, wo nu Mamsell Westphalen ehr Äppel hett, dor was't Borgverließ, un dor achter, bi de gräune Port, dor gung de unnerird'sche Gang dörch nah Ivenack hen, wo dunn en Nunnenkloster was, un de Ritters un Nunnen de kemen denn ümmer tausam un hadden velen Commers mitenanner, un dat möt ik weten, denn ik bün in Ivenack buren un tagen." So läßt der Dichter seinen Onkel Herse sagen, mit dem er gern durch die Wälder streifte, von dem er die Stimmen der Vögel lernte; ja er gesteht selbst: „Das Liebste, was ich auf Erden kannte, der Thiergarten zu Ivenack mit seinen stattlichen Hirschen, seinen tausendjährigen Eichen und einem Baumwuchs, wie er in Deutschland nicht ein zweites Mal gefunden werden kann. Diese Eichen waren die stolzen Grenzwächter meiner Besitzungen, bis hierher ging mein Reich und zugleich meine Geographie, was darüber hinauslag, war unbekanntes Land." So heißt es in

„Schurr-Murr". Als Reuter ein berühmter Autor geworden war, seine „Stromtid" von einem Künstler illustriert werden sollte, da schrieb er letzterem: „Von meiner Vaterstadt Stavenhagen machen Sie einen Abstecher zu Fuß nach Ivenack durch Wiesen, Wald und den Thiergarten. Da werden Sie als Maler durch



die schöne Gruppierung von — meines Wissens — den größten Eichen Deutschlands belohnt werden. Ivenack selbst ist einem englischen Landsitze vergleichbar.*)"

*) Unter den während meines Besuches im Schlosse zu Ivenack von der Frau Gräfin Plessen mir freundlichst vorgelegten Ansichten des prächtigen Edelsitzes hielt es schwer eine solche Abbildung zu wählen, welche die Architektur des alten Herrenhauses und den es umgebenden schönen Park und See, Kunst und Natur, gleich

Nach der Wanderung durch den Park und die Gärten winkte das Wirtshaus der Ortschaft Ivenack, wo Reuter gern einkehrte, nicht nur um seinen Hunger und Durst zu stillen. Da interessierte ihn nämlich das in der Gaststube hängende Bild eines freiheitlichen Mannes, für dessen Persönlichkeit er viel Sympathie hegte, das des heldenhaften Sandwirts im Passeyr, Andreas Hofer. Ein ähnliches, daran erinnerndes, einen Tiroler mit Flinte an der Felswand, hat er später als „Strom" auf dem Gute Demzin in Öl gemalt. Und bei der Schilderung des Reformvereins in der „Stromtid" heißt es von Bräsig, wie dieser dem Rittergutsbesitzer, Herrn Samuel Pomuchelskopp entrüstet gegenübertritt: „Weitst, wo hei dunn utsach? Akkerinenrat as de oll Sandwirth Hofer ut Tirol, so as hei bi Gastwirth Vossen tau Ivenack an de Wand hängen deiht, blot dat hei kein Scheitgewehr in de Hand hadd".

So oft Reuter später nach seiner Vaterstadt kam, besuchte er auch Ivenack. Aus seiner Treptower Zeit erzählte mir der Sohn des verstorbenen Herrn Flos, in dessen Hause Reuter vor der Verheiratung gewohnt hat, folgende amüsante Anekdote: „Einst hatte mein Vater in dem ca. 2½ Meilen von Treptow a. T. gelegenen Stavenhagen geschäftlich zu thun, nahm dafür einen Einspänner und lud seinen Miether ein zur Theilnahme an der Fahrt. Fort ging es auf dem alten miserablen Landweg — Chaussee gab's damals noch nicht — durch die Stadtforst über Reinberg, Sapzow, Wolde, Zwiedorf, Ivenack nach

---

vorteilhaft vor Augen führt. Die hier dargebotene Aufnahme dürfte den Gesamteindruck am besten veranschaulichen. — Die Eichen zu Ivenack, nach dem im Besitze des Grafen Plessen befindlichen Ölgemälde von Theodor Martens in Wismar 1868, zeigen eine der ältesten und schönsten Partien des berühmten Tiergartens. Die große vollbelaubte Eiche enthält 81—82 Klafter Holz, Höhe 120 Fuß, Breite der Äste 150. — 2 Fuß über dem Boden, 51 Fuß im Umfang, ca. 18 Fuß Durchmesser. Die dritte rechts davon ist hohl und hat 23 Turner in ihrem Innern, gedrängt, aufgenommen. Rechts der Weg von Stavenhagen. — Eine Photographie dieser interessanten Baumgruppen bekam Fritz Reuter im Oktober 1871 von der gräflich Plessenschen Familie zu Ivenack als Geschenk.



Die Eichen im Tiergarten zu Ivenack.

Nach dem Gemälde von Theodor Martens.

Aus: Gaedertz, Im Reiche Reuters. — Verlag von Georg Wigand in Leipzig.

Stavenhagen. Der schlechte Landweg führte links an Ivenack vorbei, grundlos und etwa eine halbe Meile weiter, als das gute Steinpflaster d u r c h Ivenack. Obendrein war ersterer durch den Regen total aufgeweicht. Nun stand da auf der schön gepflasterten Ivenacker Dorfstraße am Abzweig des Weges ein Pricken (Holzstange). Fritzing ruft dem Kutscher Johann plötzlich ein energisches ‚Halt!‘ zu, springt vom Wagen, zieht den Pfahl aus der gepflasterten Ivenacker Dorfstraße und steckt ihn in den morastigen Landweg. Dann steigt er wieder hinauf zu meinem lächelnd dreinschauenden Vater und sagt dem Kutscher: ‚Nu paß mal up, Jehann! Du führst nu lustig, äwer ümmer in'n Draff, dörch Ivenack un kiehrst Di an keinen Minschen". Sie fahren denn auch forsch drauf los und wollen gerade an dem Gutshof vorbei, da kommt hoch zu Roß der ‚Entspekter‘ in seiner ganzen Würde als Herr vom ‚Rindvieh und Dünger‘ und gebietet ‚Halt!‘ — Reuter und mein Vater sollen einen Thaler Strafe zahlen, weil sie den ‚verbotenen‘ Weg benutzt hätten. „O, man nich so ilig, Herr Entspekter!" versetzt Reuter ruhig. „Wenn Sei dor 'nen Pricken henstellen, möten Sei em äwer ok richtig henstellen. De Pricken steiht jo in de Ivenacker oll Landstrat, also känen wi hier sacht führen." Nach langem Hin und Her muß ein Knecht aus dem Mistwagen ausspannen und herunterreiten. Derselbe kehrt zurück und kann nur die Angabe bestätigen. Tableau! „Na, denn nehmen S' man wider nich äwel, mine Herrn!" sagt der Inspektor verlegen. „Ja, kik, Klas Abendsegen! Dor heww'n wi nu den Thee!" erklärte Reuter, und auf seinem Gesicht kam der Schelm zum Vorschein. „Jerst möten Sei de Sak mit 'n Glas Bier un 'nen Käm wedder god maken." So wurde denn im Kruge zu Ivenack der Vorfall gemütlich begossen, bis unter vielen Entschuldigungen von seiten des Inspektors die beiden Herren, sich ihres wohlgelungenen Scherzes freuend, weiter fuhren. — Mein Vater schloß später diese Geschichte gewöhnlich mit den Worten: „Dat Fritz Reuter kein Dummkopp was, un dat ut em noch mal wat warden würd, dat heww ik dunn all

ümmer dacht, denn wo kann en anner vernünftig Minsch up so'ne Düwelsknäp kamen?!"

Die persönlichen Beziehungen mit Ivenack dauerten bis zu des Dichters letzten Lebensjahren in „Isenack". So empfing er dort einst ein Briefchen von drei Enkelkindern des Grafen Plessen, welche ihm viel von Ivenack berichteten und ihn um ein Festgedicht baten; ein Wunsch, dem er nicht widerstehen konnte. Das launige, stimmungsvolle plattdeutsche Poem ist zu lesen im dritten Bande meines Buches „Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen". Und wem es vergönnt war, das Photographiealbum unseres Volksschriftstellers in seiner am Fuße der Wartburg gelegenen Villa durchzublättern, der entdeckte darin auch die Bildnisse des Grafen und der Gräfin Plessen.

Jawohl, Ivenack und Isenack, — diese beiden Stätten aus Reuters Jugend und Alter sind für ihn gleichsam „de Up- un Dal-Sprung". Wie viel Leid und Sorge, aber auch wie viel Lust und Liebe und welcher Segen lagen dazwischen! Seine Frohnatur half siegreich über die schwerste Trübsal hinweg. Immer vergnügt und hilfsbereit seinen Mitmenschen gegenüber, hat er sie auch durch seine dichterische Ader oft erfreut. Anfangs besonders durch kleine szenische Polterabendscherze, die aufgeführt wurden und viel Beifall fanden. Als Apotheker Wasmuth in Wittenburg Julie Zander, Tochter des damaligen Präpositus in Teterow, ehelichte, April 1856, sprachen zwei Freundinnen der Braut, als Stubenmädchen und Köchin, einen von Reuter verfaßten, bisher unveröffentlichen Dialog. Beide, in der gebräuchlichen Tracht, kommen in die Türe des Zimmers hineingewalzt, die Köchin mit Holzpantoffeln.*) Der Tanz wird mit einem derben Sprung beendet, nachdem er in einem halben Bogen bis vor das Paar gelangt ist. Dieses selbst bleibt bis auf weiteres ohne alle Beachtung.

---

*) Reuter bemerkt dazu: „Überhaupt bitte ich, die Anzüge nicht zu idealisieren, sondern die gebräuchliche Tracht nur etwas netter auszustaffieren. Es macht so viel mehr Effekt."

Stubenmädchen.
Wo woll'n wir auf die Hochzeit springen!

Köchin.
Wo will'n wi in den Kauken freten!

Stubenmädchen.
Un in die rothe Grütz un in die andern Dingen!
Nu sag mich aber doch mal, Mäten,
Dies wundert mir doch aber sehr,
Wo kömmst Du hier nach Teterow her?

Köchin.
Ih! frag doch nich so dämlich, Diern.
Dat is min Herr jo, de hier frigen will,
Un dat künn hei woll denken, dat ik giern
Min Vaderstadt mal wedder seihen süll.
Dorüm hett hei mi mit sik nahmen.

Stubenmädchen.
So also büst Du hergekamen!
Hm — ja — na, nu sag mich doch mal,
Was is Dein Herr denn eigentlich for einer?
Die ganze Sache gung so Knall un Fall
Mit die Verlobung un mit all die Sachen,
Daß hier in Teterow sich keiner
Aus dies Verhältniß kann en Vers draus machen.
Denn, was mein Frölen is, die hätt gewiß
Zu diesen Umstand nich Veranlassung gegeben,
Denn die, die hätt in ihrem Leben
So viele Andräg' hatt,
Daß ein'n das jammern kann.
Noch neulich kam hier einer an
Mit ein vorzüglich Posamentiergeschäft:
Vorher ein Aktowarijus bei's höhre Amtsgericht.
Ein Damenschneider in sein bestes Brot,
Und allzusammen wollt' sie nicht. —
Der Aktowarijus schoß sich nahsten dod. —
Mein Frölen trägt an dies Verhältniß nicht Verschuldung,
Denn wir, in Teterow, sind sehr mit Bildung,
Wie Du aus meiner Ausred' kannst ersehn.
Du wirst doch Hochdeutsch woll verstehn?

Köchin.

Doräwer giww Di man tau Rauh.
Ick denk min Deil un hür Di tau.
Prahlt Ji man nich so siehr von Jugentwegen
Mit all de Andräg' an de Brud,
Denn gaud un giern so vel, as sei hett kregen,
Hett hei in sinen Leben makt.
Dat glickt sik Allens wedder ut.
Süh, säben Johr heww ik em nu all kakt,
Un jedes Johr, dat ik all bi em dein',
Verleiwt hei starbens sik in ein'.

Stubenmädchen.

Ih, darnach thun wir gar nichts fragen,
Was er for einer is, das sollst Du sagen.

Köchin.

Wat hei för einer is? Apteiker is 'e
Un nüdlich lett 'e
Un Pinggen hett 'e*)
Un ok all in de Johren is 'e.
Ik dacht mi nicks all för gewisse,
As dat hei frigt üm mine Hand,
Denn, säd ik so tau mi, hei kümmt all tau Verstand,
Un wenn hei süht, wo Du em kakst un deihst,
Denn künn dat möglich sin. — Na, Dürt, Du weißt!
Dunn kamm dit dämlich Stück mi in de Quer,
Un ut was mine Frigerie.

Stubenmädchen.

Wo stammt sich diese Liebschaft her?

Köchin.

Sei gung an unse Dör vörbi,
Un hei stunn just vör unse Dör.

Stubenmädchen.

Ja, ja, ich kenne so'ne Geschichten,
As wenn ich's selbsten wesen tät:
„Lenardo sah hin, Blondine sah her,"
Wie's in Gedichtenbüchern steht, —
Wir lesen hier in Teterow viel Gedichten.

*) Geld hat er.

Köchin.

Na, dat was gaud, hei kamm nu wedder 'rinne:
Tau Middag et hei nich 'ne Spier,
Hei towte in de Stuw herümme,
As wenn hei ganz von Sinnen wier:
„Die is's, die is's! die Einzigste auf Eren!"
Ik frog em wat, hei antwurt mi verdwas;
Wat uns' Perfiser is, dei ded sik sichr verfieren,
Un ok de Liehrburß, dei würd dodenblaß.
„En Wagen!" schreeg hei, „bringt mich einen Wagen!"
De Wagen kamm. Hei 'rup! Un 'rute ut dat Dur
Let hei den Kutscher nah den Preister jagen,
Wo dunn sin Engel was, dat säute Kreatur. —
Na, as hei 'rute kamm, dunn stünn hei dor,
Dunn wüßt hei nich von hüh un hott,
So schnurrig was em, leiwe Gott!
Hei was verlegen ganz un gor.
Dunn stamert hei dor wat taurecht,
Dat em Geschäfte 'rute bröcht,
Un dat hei en por Farken söcht,
Ob de Herr Paster nich weck hebben ded?
Un wat dat wier för schönes Weder,
Un dat dat gor tau heit wier, säd' e.
So güng dat ierst, doch'n beten späder,
As hei ierst driester würd un't nah den Goren güng,
Dunn was hei hin'n un vör üm sinen Engel 'rüm,
Dunn was hei nich en Spierken zag,
Böhr ehr den Arm: „En bitschen 'rumspazieren!"
Un as sei dunn alleine wieren
Un up en schönes dröges Flag,
Baff! föll hei up dei Knei hendal:
„Mein süßer Engel, sag' mich mal,
Soll meine Heimat nicht die Deine sein?"
Na, sei natürlich ded sik roth ansticken
Un säd, dat würd sik doch nicht schicken,
Dat sei em hier Bescheid all gew;
Wenn hei bi sine Meinung blew,
Denn süll hei nah vier Wochen Muttern fragen,
Die würd ihm denn die Antwort sagen.

Stubenmädchen.

So also ist das west, so kam die Sach zurecht?
Na, nach vier Wochen hat er uns besöcht
Und bracht die Sach' zur endlichen Vollendung
Und fuhr vor unserm Hause fur.
Und was mein Frölen is, 'raus aus die Dühr!
Und auf den Wagen los in gänzlichster Verblendung!
Und denkt, daß dies 'ne Freundschaft von ihr is,
Und reißt den Wagen auf mit einem Riß
Und ruft in großen Freuden: „Ne, wo netting,
Daß Du doch endlich kömmst, Herr Götting!"
Un steht als Botter an dei Sünn
Un stickt ganz gläuhnig roth sik an,
Denn aus dem Wagen kraucht der Bräutigam,
Stellt sik mit Liebe vor ihr hin,
Un gel un gräun wird's ihr vor Ogen
Von wegen der Verschamtigkeit;
Da kömmt zum Glück zur rechten Zeit
Denn die Frau Mutter angezogen;
Die helft sie aus Verlegenheit
Und sagt zu dem zukunftigen Gemahl:
„Mein lieber Sohn, mein lieber Schatz,
Oh nehm'n Sie doch gefälligst Platz
Und setzen sich en bischen dal!"
Da war die Sach' in Richtigkeit.

Köchin.

Un dunn kamm dat mit Kussen un mit all?

Stubenmädchen.

Oh ne, Karline, nich so ball.
Denn erst stickt sie sich ümmer roth noch an,
Wenn er in Liebe kam heran,
Doch hat sich endlich dieses doch gegeben.
Sie wußt' ins Ungluck sich zu schicken
Und sitzt hier, ohn' sich anzusticken,
Heut dichting bei dem Bräutjam neben.

Köchin.

Na, denn man ümmer tau! Un fang man an,
Wi möten ehr doch gratelieren.
Un, Dürt, Du möst Di eklich zieren.
Dat man uns' Bildung seihen kann.

Stubenmädchen (zu dem Bräutigam mit großer Sentimentalität).

Holder Jüngling, Deine jungen Jahre
Kommen noch im späten Alter nach;
Von der Wiege bis zur Bahre
Denke liebend an das trockne Flag!

Köchin.

Ja, dat segg ik ok.

Stubenmädchen.

An das Flag in jenem süßen Garten,
Wo Du baff! auf Deine Kniee fuhlst
Und die Antwort thätst erwarten
Und voll Liebe Du zu Höchten schuulst.

Köchin.

Ik mein dat ebenso.

Stubenmädchen.

Hat die Liebe Dir nun rings umwunden
Und mit Blumen Deinen Weg bestreut,
Hab' ich's ebenso wie Du empfunden,
Hab' mich über Deinem Glück gefreut.

Köchin.

Ja, Herr, ik ok!

Stubenmädchen (zur Braut).

Holde Jungfrau, Deine Lebenswege
Führen Dir zu Spiel und Tanz und Scherz:
Trotzen kannst Du nu die Schicksalsschläge,
Die verwunden unser weiblich Herz.

Köchin.

Ja, dat kann sei!

Stubenmädchen.

Alle sünd vor Dir dahingesunken,
Un der Aktowarijus liegt in Staub;
Hast das größte Glück anjetzt getrunken,
Wardst der Liebe nur zum Raub.

Köchin (trocknet sich die Augen).

Min leiwe sänte Mamsell, ik mein dat ebenso!

Stubenmädchen.
Wirst in Wittenburg Du uns vergessen,
In dem Apothekenparadies?
Kannst dort ümmer Chokolade essen,
Zucker lutschen un Reglis'.

Köchin (weinend).
Ja, un Magenmamsells!

Stubenmädchen (zu beiden).
Lebe wohl, Du holdes Paar voll Liebe,
Lieb' Dir ümmer für und für!
Und voll unschuldsvoller Triebe
Und voll Wehmuth grüß' ich Dir.

Köchin (noch traurig).
Ach, wo schlicht tau Sinn doch mi is!
Gott sei Dank, dat dit vörbi is!
(heiter)
„Spaß möt sin", seggt Cicero,
Un ik mein dat ebenso.
Hett dei Spaß Jug nich gefollen,
Möt Ji't uns tau Gauden hollen;
Un wenn Ji in unsen Schnack
Spört ok männigen Schawernack,
Denkt, dat in den Ehestand
Ok passiert so allerhand,
Dat so männig drin geschüht,
Wat man beter äwersüht.
Kleinigkeiten laat't gescheih'n,
Up dat Hart dor möt Ji seih'n.
Sei süht denn, wat an em dran is,
Hei süht, dat ehr Hart em tru is,
Hei ward anners, wenn hei Mann is,
Sei ward anners, wenn s' 'ne Fru is,
Bet dat klingt un klappt tausamen. —
Hebb'n Ji uns ok wat äwel nahmen?

Wie nun eine der beiden Mitwirkenden, die als Erzieherin ihr Brot sich verdiente, und deren Vater Klostergutspächter war, den Dichter um Angabe seiner Honorarforderung ersuchte, antwortete

er, dem es damals zu Treptow an der Tollense als Privatlehrer dürftig genug ging, — bekam er doch für die Stunde nur $2^{1}/_{2}$ Groschen bezahlt — mit folgenden Knittelversen, in denen so recht sein gutes Herz und sein goldener Humor zum Vorschein kommen:

Sind, Fräulein, Sie Erzieherin,
'ne Kinderunterrichterin,
Dann nehmen Sie das Machwerk hin;
Es kommt entfernt mir nicht in Sinn,
So wahr als ich ein Dichter bin,
Aus Gier nach schnödem Geldgewinn
Von Ihnen als Erzieherin
Zu nehmen einen Obolus.
„Clericum", sagt Hieronymus,
„Non decimat der Clericus."
Und sollt' ich Sie mal treffen,
Dann fordr' ich dreist mir einen Kuß,
So einen, wie für 'n Alten muß!
Dann dürfen Sie mich nicht äffen.

Doch wenn der Herr, der glücklich als Ihr Vater,
Noch außer Ihnen andre Schätze hat,
Und wenn viel schöne Drittel hat er
Und diese mehret früh und spat;
Ja, sollt er gar ein Thaler-Prahler sein,
Dann muß er auch ein Thaler-Zahler sein.
Dann steckt' ich gern fünf Thaler ein.
Ist ein Poet auch reich an Sang und Wein,
Kann niemand doch, als er, wohl Thaler-kahler sein.

Treptow, am Sonnabend vor Ostern 1856. Fritz Reuter.

Als es ihm später an Geld nicht mehr fehlte, weil seine „ollen Kamellen" in vielen tausend Exemplaren gekauft wurden, und er zufällig erfuhr, daß ein ehemals wohlhabender Wirt in einer Universitätsstadt, wo er, Reuter, einst studierte, das Zeitliche gesegnet und die Angehörigen in nicht glänzenden Verhältnissen zurückgelassen hatte, da entsann er sich einer längst verjährten Schuld und schickte dem Bürgermeister eine namhafte

Summe zur Auszahlung an die Erben. „Die Witwe war sehr freudig überrascht von dieser ehrenhaften Handlung", heißt es in dem Dankbriefe des Stadtoberhauptes. Solch kleiner Charakterzug kennzeichnet am besten den edlen, rechtlichen Sinn des unvergleichlichen Herzenskündigers, sein warmes, menschliches Mitempfinden bei Not und Elend, die Befolgung des Wahlspruches „Jedem das Seine".

Ja, gern und mit offenen Händen gab er; als aber eine ihm aus seiner Landmannszeit persönlich bekannte, nicht eigentlich hilfsbedürftige Dame ihn später anging, wehrte er energisch ab: „Verehrte Frau! Es thut mir sehr leid, Ihren Wünschen nicht nachkommen zu können. Sie wissen selbst, daß ich von Hause aus sehr wenig Vermögen besitze; und was das heißt, sich Alles mit der Feder verdienen zu müssen, können Sie sich bei Ihrem großen Verstande von selbst denken. Dazu muß ich Ihnen sagen, daß ich mir ein Haus gebaut habe, worauf ich noch ein Erkleckliches schulde; und da werden Sie einsehen, daß ich erst vor meiner eigenen Thüre kehren muß".

Schwerer wurde es ihm, einer jungen Landsmännin — merkwürdigerweise abermals einer Teterowerin, wie für den oben abgedruckten Dialog — nicht gefällig sein zu können. Belustigte doch ihre naive Epistel ihn und seine Luising höchlichst:

Die Hochzeit meiner Schwester wird nämlich im Juli, und ich möchte so schrecklich gern ein Polterabendgedicht von Ihnen haben. Mein Name ist Martha X., mein Vater Apotheker in Teterow, ich bin also ein richtiger Teterower Hecht. Da ich gehört habe, daß Sie sich Ihrer früheren Landsleute und doch auch gewiß der Teterower mit vieler Liebe erinnern, so bin ich eigentlich dadurch dazu gekommen, Ihnen eine so große Bitte zuzumuthen. Die Verlobung hat sich ganz furchtbar rasch gemacht. (Folgt amüsante Schilderung der Brautleute und Verlobungsgeschichte.) Nach der Hochzeit soll ich zu ihnen in Pension, wie sie es im Scherz nennen, und der Schwester alle Wirthschaft

abnehmen, so daß sie die Hände in den Schoß legen kann! — Ich habe Ihnen dies so ausführlich mitgetheilt, damit Sie doch einigermaßen mit meiner Familie bekannt sind. Bitte, bitte, sein Sie so gut und machen mir das Gedicht, ja? Ich bin ja auch ein echtes meckelnbörger Kind, eine Landsmännin und ein echter Backfisch von fünfzehn Jahren. Mir ist es gleich, in welcher Gestalt Sie mich nehmen; ich habe einen Schemel gestickt, wenn Sie es wissen wollen. — Neulich wurden Abends von einem Herrn Burmeister Vorlesungen aus Ihren Werken gehalten; wir gingen Alle hin und haben furchtbar viel gelacht. Sie erinnern sich vielleicht noch eines gewissen Karl X., der in Parchim auf der Schule war und jetzt in Erlangen studiert? Das ist mein Vetter, er wird aber leider nicht zur Hochzeit kommen, weil es so weit von Teterow ist. Zum Schluß verspreche ich Ihnen, wenn Sie auf meine Bitte eingehen, ein großes Stück Hochzeitskuchen.

Wie lachten Fritz und Luise Reuter! Sie befanden sich damals, Juli 1865, in der Wasserheilanstalt Laubbach bei Koblenz. Ihm wurde es nicht leicht, Nein zu sagen, aber er hatte längst den auf ihn anstürmenden Bitten um Polterabendgedichte gegenüber sich ablehnend verhalten, da dieselben sich in erschreckendem Maße mehrten. So denn auch jetzt: „Mein liebes Fräulein! Leider muß ich auf den Hochzeitskuchen verzichten und Sie auf ein Polterabendgedicht. Ihr Brief ist, da ich nicht zu Hause in Eisenach bin, mir viel zu spät in die Hände gekommen; aber wenn dem auch nicht so wäre, so hätte ich Ihnen — so sehr mir auch meine kleinen Landsmänninnen ans Herz gewachsen sind — doch abschlägliche Antwort geben müssen, da ich ein für allemal es verschworen habe, jemals wieder plattdeutsche oder hochdeutsche Polterabendgedichte zu machen. Selbst zur Hochzeit meiner eigenen Nichte habe ich keines gemacht. Also nicht für ungut und fröhliche Hochzeit!"

Fritz Reuters Lebenslauf ist wohl allgemein bekannt, aber

es entbehrt doch nicht des Reizes, ihn selbst einmal denselben erzählen zu hören:

Sie wünschen eine biographische Skizze von mir; also: ich bin am 7. November 1810 in Stavenhagen, einer kleinen Stadt in Mecklenburg-Schwerin, geboren. Mein Vater Johann Georg Reuter war dort Bürgermeister und Stadtrichter, ein ernster, überaus thätiger Mann, der außerdem noch eine bedeutende städtische Ökonomie betrieb und mancherlei industrielle Anlagen ins Leben rief; meine Mutter Johanna geborene Oelpke war die Tochter eines Bürgermeisters*) in Tribsees, Neuvorpommern, eine sehr lebendige, für alles Schöne, namentlich für die damals erwachte deutsche Literatur angeregte Frau, die

---

*) so auch S. 53; rectius Stadtrichter.

Die Einwohner der guten Stadt wissen freilich nichts davon.

Lese ich da in der „Stralsundischen Zeitung" vom 17. August 1904 einen Artikel aus Tribsees, betitelt „Oelpke", worin es u. a. heißt: „Dieser Name ist hier keinem Menschen bekannt. Alte Leute entsinnen sich nicht, jemals etwas von der Familie gehört zu haben. Er findet sich lediglich im Taufregister der Kirche, und zwar gerade bei der Taufe von Reuters Mutter. Im hiesigen Gewerbeverein ist einmal angefragt worden, einer neuen Straße den Namen ‚Oelpkestraße' zur Erinnerung an die Großeltern und an die Mutter des großen plattdeutschen Dichters zu geben. Es ist dies aber, nachdem man mit der städtischen Behörde darüber verhandelt hatte, abgelehnt worden, und zwar aus dem Grunde, weil niemand den Namen Oelpke kennt und nur wenige verstehen würden, warum die Straße so benannt wäre."

Demgegenüber werden die folgenden neuen Nachrichten von allgemeinem Interesse sein.

Das Album der Universität Greifswald vom Jahre 1753, sowie das Dekanatsbuch der philosophischen Fakultät desselben Jahres weist einen Kaspar Nikolaus Oelpke auf, gebürtig aus Tribsees in Pommern. Er wurde am 2. Januar als einziger Studiosus inskribiert, wenn es gestattet ist, eine andere Persönlichkeit als regelrechten Studenten nicht betrachten zu dürfen, nämlich den jungen Herzog Adolf Friedrich IV. von Mecklenburg-Strelitz, der ebenfalls an obigem Tage seinen Namenszug eigenhändig einschrieb. Es ist gewiß nicht uninteressant, „Dörchläuchting" — denn kein geringerer als Serenissimus Strelitziensis ist der Held der gleichnamigen allbekannten humorvollen Erzählung — und neben ihm

aber körperlich sehr leidend war, so daß ich dieselbe nur im Bette oder gelähmt im Stuhle sitzend gesehen habe, — sie starb 1826.

Den ersten Unterricht empfing ich von ihr und verschiedenen anderen, zum Theil sehr mangelhaft gebildeten Personen. Später hielt mein Vater für zwei Vettern, die als Waisen mit mir erzogen wurden, und für mich einen Hauslehrer, Kandidaten der Theologie. Im Jahre 1824, Michaelis, kam ich auf das Gymna-

---

den Träger des großelterlichen Namens mütterlicherseits unseres Fritz Reuter eingezeichnet zu finden! Des Ersteren charakteristische Handschrift siehe S. 59.

Oelpke — klar und deutlich lautet die Eintragung, einmal Tribusea — Pomeranus, zum andernmal: Tribuco — Pom., will sagen: aus Tribsees in Pommern.

Und dieser Name soll keinem Menschen dort, nicht einmal den mit Recht so beliebten ältesten Leuten, je zu Ohren gekommen sein?!

Ich will hier nicht weitläufig erzählen, daß es angesehene Bürger dieses Namens daselbst gab. Der Vater des obengenannten Greifswalder Kommilitonen von „Dörchläuchting" war ehrsamer Schneidermeister. Auch ein Glasermeister Oelpke existierte dort im achtzehnten Jahrhundert. In beiden Familien waren zahlreiche Kinder vorhanden, doch läßt sich keine verwandtschaftliche Verbindung mit dem Stadtrichter Oelpke nachweisen.

Letzterer ist in Tribsees bestimmt nicht geboren, auch nicht dort Bürgermeister gewesen, wohl aber Königlicher Stadtrichter, mit dem, was seine Anstellung betrifft, der Magistrat offenbar nichts zu tun hatte.

Über die Trauung von Fritz Reuters Großeltern mütterlicherseits steht im Kirchenbuche die folgende, leider nur kurze Notiz:

1780, 26. Mai, ist der wohlgelahrte Herr Nicolaus Gottfried Bernhard Oelpke, Königlicher Stadtrichter allhier, und die Demoiselle Juliana Sophia Hector, Herrn Carl Hector gewesenen Rathsgliedes hierselbst nachgelassene eheliche Tochter, copulieret.

Darnach stammte des Dichters Großmutter aus einer in Tribsees ansässigen Familie, sogar einer Ratsfamilie. Wird dort auch der Name Hector keinem Menschen, selbst nicht den alten Leuten, bekannt sein?

Der Ehe entsprossen wenigstens drei Kinder: ein Sohn Matthias, geboren 1791 — wer denkt bei ihm nicht an Reuters „Unkel Matthies" in der drolligen Geschichte aus „Schurr-Murr": ‚Wat bi 'ne Aewerraschung 'rute kamen kann'? — und zwei Töchter. Die älteste von ihnen ist Reuters Tante Christiane, ‚Tanten Schäning" — wer kennt sie nicht, die in seinem Elternhause lebende, für die kranke Mutter den Haushalt führende Jungfrau, der unser Humorist be-

sium nach Friedland. Hier blieb ich 3½ Jahre; da aber die Schule mit der Zeit sehr herunterkam, ich auch gegen den Wunsch meines Vaters die Absicht aussprach, Maler zu werden, mußte ich Ostern 1828 zweien unserer besten Lehrer, dem nachherigen Direktor Zehlicke und dem noch lebenden Konrektor Gesellius, nach Parchim folgen. Hier blieb ich bis 1831, Michaelis, wo ich mit dem Zeugniß der Reife nach Rostock ging, um dort Jura zu studieren, woraus indessen wenig wurde, da ich meine Abneigung gegen dies von meinem Vater gewünschte Studium nicht überwinden konnte. 1832, Ostern, zog ich nach Jena, auch hier wollte es mit dem Jus nicht gehen; Zeichnen, Mathematik und die Angelegenheiten der Burschenschaft füllten die etwas leichtsinnig hingebrachte Zeit aus. Ostern 1833 fuhr ich von Jena, wo in der letzten Zeit studentische Unruhen ausgebrochen waren, nach Hause und blieb dort bis Michaelis 1833, weil die Demagogen-Untersuchungen in Frankfurt zu spuken begannen. Da aber in Preußen sich bisher noch nichts Derartiges rührte, wollte ich weiter studieren,

---

sonders in der Erzählung „Meine Vaterstadt Stavenhagen" ein Denkmal gesetzt hat!

Über ihre Taufe findet sich folgender Vermerk:

1781, 17. Mai: Johanna Sophia Christiana, des Herrn Richter Nicolaus Gottfried Bernhard Oelpke Tochter.

Ausführlicher, unter Namhaftmachung der Paten, lautet die Eintragung über die Taufe von Reuters Mutter, die am 25. Juli 1789 das Licht der Welt erblickte:

1789 am 31. Juli ist getauft: Johanne Lovise Sofie. Pater: Nicolaus Gottfried Bernhard Oelpke, Stadtrichter hierselbst. Compar: Jungfrau Lovisa Agnesa Mollen, Ausgeberin in Obelitz. Frau Dorothea Sofie Mollen, Pensionärfrau auf dem Werder und Herr Johann Christian Moll, Inspektor zu Obelitz. Pastor baptizans Federich.

Am 19. Januar 1810 verlobte sich Bürgermeister Reuter zu Stavenhagen mit Demoiselle Johanna Oelpke aus Tribsees, schon im Februar war die Hochzeit, und am 7. November desselben Jahres wurde ihnen der Sohn Fritz geboren. Über des Dichters Mutter enthalten die ersten ausführlichen Mitteilungen, Auszüge aus ihren Gedenkblättern, sowie Beichte über ihr Leiden und Bericht über ihren seligen Heimgang nebst Bildnis meine „Reuter-Tage" (Bd. II, S. 1 folg.).



Fritz Reuter.



Luise Reuter.

Nach bisher unbekannten Originalphotographien.

Aus: Gaedertz, Im Reiche Reuters.

Verlag von Georg Wigand in Leipzig.

wurde jedoch auf der Durchreise in Berlin inhaftiert und saß dort bis Neujahr 1834 auf der Stadtvoigtei, von da ab bis zum 15. November auf der Hausvoigtei in Untersuchung. Ich saß bis Februar 1837 in Silberberg, kam dann nach Glogau nur auf sechs Wochen, von dort nach Magdeburg und Ende Januar 1838 nach Graudenz, wo ich bis Juni 1839 verblieb, wo ich dann durch die Verwendung des Großherzogs Paul Friedrich nach Dömitz in mein Vaterland versetzt wurde und bis Anfang Oktober 1840 ausharren mußte, da Preußen sich das Begnadigungsrecht vorbehalten hatte.

Ich hielt mich nun bald hier, bald dort auf, namentlich bei meinem Oheim, dem Pastor Reuter zu Jabel, und wurde Ostern 1842 Landmann, und blieb es, theils in Thätigkeit, theils in Unthätigkeit, bis zum Jahre 1850. Bei dem Tode meines Vaters, der 1845 eintrat, waren meine Mittel zu geringe, um eine passende Ökonomie zu übernehmen; ich entschloß mich also auf den Rath mehrerer Freunde in Vorpommern Preuße zu werden und in der Stadt Treptow an der Tollense Privatlehrer. 1851 heirathete ich die Tochter des Pastors Kuntze zu Roggenstorff. 1856 zog ich nach Neubrandenburg und Johanni 1863 nach Eisenach.

Im November 1853 gab ich den ersten Theil von „Läuschen un Rimels" heraus, nachdem ich schon lange vorher allerlei Gelegenheitsgedichte, Polterabendscherze, die 1854 gesammelt herauskamen, meistens in plattdeutscher Sprache verfaßt hatte. 1854—55 erschien „De Reis' nah Belligen", 1855—56 redigierte ich ein Lokalblatt „Unterhaltungsblatt für beide Mecklenburg und Pommern"; 1856 erschienen mehrere, sehr stark verunglückte dramatische Versuche, von denen indessen zwei auf dem Wallner-Theater verschiedentlich zur Aufführung kamen. 1857 schrieb ich „Kein Hüsung", 1858 den zweiten Teil von „Läuschen un Rimels", 1859 „Hanne Nüte". 1860 erschien der erste Theil von „Olle Kamellen", 1861 „Schurr-Murr", 1862 der zweite und dritte Band „Olle Kamellen", 1863 der vierte und 1864 der fünfte.

Das wäre denn nun wohl das von Ihnen Gewünschte. — Ich bitte Sie jedoch, wenn Sie von diesen Notizen Gebrauch machen wollen, nicht ausdrücklich zu erwähnen, daß das Material von mir selbst geliefert ist; es hat dies Schreiben in eigener Angelegenheit für mich stets etwas Empfindliches, Widerstrebendes.

Diese Niederschrift aus dem Jahre 1865, da Reuter auf der Höhe seines Ruhmes stand und in der alten wie neuen Welt gleich enthusiastisch gefeiert wurde, hat ein besonderes Merkmal: die Bescheidenheit. In einfach schlichter Weise werden die Werke aufgezählt, welche berufen waren, zu den klassischen Büchern unserer Nationalliteratur zu gehören; nicht ein einziges schmückendes Beiwort findet sich da. Auch die Erzählung seiner trübseligen verlorenen Jugendzeit geschieht ohne jede Bitterkeit: so dokumentiert sich echte Reinheit des Herzens und Geistesgröße. Eine treffliche Ergänzung hierzu bietet eine zweite, mehr vertiefte autobiographische Skizze vom Jahre 1864, worin es, nach Aneinanderreibung der Publikationen, weiter heißt:

Meine äußeren Lebensverhältnisse haben sich in ziemlicher Gleichmäßigkeit abgesponnen, und würde vielleicht nur meine Übersiedelung nach Eisenach erwähnenswerth sein, die aus keinem anderen Grunde erfolgt ist, als aus dem Wunsche, in einer schönen Natur mich zu erquicken. Dieselbe ist mir nicht leid, sie hat mich mit vielen freundlichen Leuten und selbst mit alten, halbvergessenen Freunden zusammengebracht; aber auf die Länge werde ich hier doch nicht weilen können, da es mich mit mächtigem Zuge nach der gewohnten Heimath zieht, die ich im Herbste 1865 wiederzusehen hoffe. Wenn auch in früheren Jahren sich manche kritische Stimmen bitter und herbe gegen mich erhoben haben, wenn auch jetzt noch, selbst von Freundes Seite, hie und da aus dem Versteck ein schlecht geführter Schlag auf mich trifft, so habe ich dies nie vergolten, weil es mich nicht anficht; ich bin entschlossen, den einmal von mir eingeschlagenen Weg weiter zu wandeln, einfach, weil ich keinen besseren weiß. — Auch

den Nörgeleien über falsche und inkonsequente Orthographie weiß ich nichts Anderes zu erwidern, es sei denn, daß ich mich auf die Autorität eines Mannes berufe, der, obgleich todt, doch ewig leben wird, auf Jakob Grimm, der mir den Rath gab, meine Orthographie nicht zu ändern, „denn“, sagte er, „dadurch, daß Sie so schreiben, wie zu Ihrer Zeit in Ihrer Gegend gesprochen worden ist, geben Sie einem späteren Forscher ein deutlicheres Bild, als wenn Sie sich einer thörichten, projecktierten Verschmelzung aller niederdeutschen Dialekte anbequemen wollten“. — Aber Gott sei Dank! — auch an Anerkennung hat es mir nicht gefehlt; selbst die höchste, die ein Schriftsteller sich nur wünschen kann, ist mir geworden: meine Bücher sind Volksbücher geworden, die Gebildeten lesen sie, und auch der Gelehrte sucht in ihnen eine heitere Erholung. — Man hat mich von Seiten der philosophischen Fakultät zu Rostock im vergangenen Jahre zum Ehrendoktor gemacht; ich bin sehr dankbar für diese Ehre gewesen; aber dankbarer bin ich doch noch für die Liebe, mit der man mir von allen Seiten aus dem Publikum entgegen gekommen ist. — Die Theilnahme der Leute hat sogar schon hie und da komische Ereignisse hervorgerufen, von denen ich Ihnen eines mittheilen will, wenn Sie's vielleicht nicht schon wissen, da auch die süddeutsche Zeitung die Anekdote brachte. Ein Herr Kräpelin, ein tüchtiger Vorleser Shakespearescher Dramen, liest seit einigen Jahren im Norden meine Sachen vor; nachdem er in Hamburg und Altona, wie die Zeitungen und Privatbriefe melden, mit großem Beifalle gelesen, kommt er nach Rostock und liest auch dort — ich glaube drei Abende —; als er später um die polizeiliche Erlaubniß, an weiteren Abenden zu lesen, nachsucht, wird ihm dieselbe von dem die Polizei verwaltenden Senator Dr. Blanck verweigert — weil das Rostocker Stadttheater zu sehr darunter litte! — Ich erzähle dies Alles natürlich nicht, um damit zu renommieren, sondern um Sie so viel, als möglich, in den Stand zu setzen, über meine letzte Vergangenheit, glückliche Vergangenheit, Mittheilungen machen zu können.

In der obigen, ersten Selbstbespiegelung wird auch seiner Schülerzeit, sowie der Festungszeit gedacht.

Zu beiden Lebensabschnitten hier ein paar neue Beiträge!

Ein altes, in meinem Besitz befindliches Albumblatt, gerichtet an Karl Krüger — ihm ist „Hanne Nüte“ gewidmet, „sinen ollen Fründ taum Gedächtniß an de schönen Jungs- un Schauljohren“, lautet kurz und schlicht: „Sey so glücklich als Du es verdienst!“ Diesem Wunsche fügte der Schreiber am Rande hinzu:

Frisch, fröhlich und fromm und frey;
Dies dein steter Wahlspruch sey!

Dem Wahlspruch der Turner huldigte also Reuter schon als Schüler, zumal als Gymnasiast zu Friedland in Mecklenburg-Strelitz.

Von Jahns Bestrebungen hatte er bereits als Knabe durch Onkel Herse gehört, der in ihm den Sinn für die neuerfundene Gymnastik durch praktische Übungen erweckte. Anstatt Reck und Barren benutzte Herse eine Leiter, die vor dem Kuhstalle stand und auf den Heuboden führte. „Diese Leiter hatte er sich“, erzählt Reuter heiter, „zu unseren Evolutionen ausersehen. Wir mußten an derselben auf der rechten und auf der verkehrten Seite heraufsteigen, wir mußten rückwärts und vorwärts durch die Sprossen kriechen, mußten Hand um Hand an diesen Sprossen hinauf ‚handeln‘, und Alles ging so vorzüglich, daß Onkel in der Ueberfülle seiner Freude über den günstigen Erfolg seine „Tanten“ rief, damit sie sich auch an dem Jugendspiele ergötze. „Tanten“ schüttelte aber mit dem Kopfe und sagte: „Unkel, dat sünd brodlose Künst! Un de Jungs warden sik dorbi noch de Knaken intwei breken un sik dat Tüg taunicht rangen.“ — Der kleine Fritz fiel dabei wirklich einmal von der Leiter, glücklicherweise in den weichen Kuhdünger.

Regelrecht gelernt hat der junge Reuter das Turnen auf dem Gymnasium zu Friedland. Dort hatte schon mehrere Jahre vorher, ehe die sturmbewegte, herrliche Zeit für Deutschland eintrat, der Konrektor Leuschner den Wunsch gehegt, eine Anstalt

für Körperübungen zu gründen. Durch die große Zeit selbst dazu aufgefordert, nahm er jenen Gedanken ernster auf und verwirklichte, was er so lange im Sinn getragen. So fing er Anfang Mai 1814 mit dem durch den Landsturm eingeführten Exerzieren der Knaben an, worauf das eigentliche Turnen folgte. Die kurze und mangelhafte Anweisung Bornemanns „Lehrbuch der von Jahn unter dem Namen Turnkunst wieder erweckten Gymnastik" (Berlin 1814) hatte er sich verschrieben. Friedrich Ludwig Jahn erfuhr dies und schickte aus freiem Antrieb einen Vorturner. „Jetzt begann das wahre Leben unserer Turnanstalt", heißt es in dem mir anvertrauten Turnalbum. „Im Herbst 1814 besuchte uns Jahn selbst, das half!" Den 19. Oktober 1814 geschah dieses Turnplatzes zuerst Erwähnung im Preußischen Korrespondenten, am 23. April 1815 wurde der neue Turnplatz eingeweiht. „Derselbe soll", lesen wir „kein Tummelplatz roher Ausgelassenheit oder ein Schauplatz eingeübter Seiltänzerkünste sein, sondern ein öffentlicher Sammelplatz der vaterländischen Jugend, um sich, unter Aufsicht ihrer Lehrer und unter den Augen aller rechtlichen und biederen deutschen Männer und Frauen, in Freude und Lust durch mannigfaltige Leibesübungen von anstrengender Arbeit zu erholen und zu neuer Anstrengung zu stärken, um den Körper kräftig und gewandt zu machen, die Gesundheit des Leibes und der Seele zu erhöhen. — In diesem ernsten Sinne haben die Turnübungen zu Friedland schon seit dem Mai 1814 bestanden. Durch nähere Verbindung mit der Berliner Anstalt und durch Mitwirkung der letzteren bekam das Ganze mehr Bedeutung und Erweiterung. Im Herbst desselben Jahres wurde um die Zeit, als eine würdige Feier des achtzehnten Oktober bei allen deutschen Biedermännern in Rede stand, der nun zu weihende Platz bewilligt. — Mögen zum Heil Germaniens dergleichen Anstalten im ganzen deutschen Vaterlande immer allgemeiner werden! Denn unsere große Zeit mahnt an ein kräftigeres Geschlecht."

Interessant, auch kulturgeschichtlich, ist die Beschreibung der ersten patriotischen Feier der Völkerschlacht bei Leipzig. Sie wurde

in Friedland durch ein Figurenspiel, Franzosenstechen, ausgezeichnet. Dasselbe hatte folgende Einrichtung: A steht ein Kerl, Bonaparte ganz ähnlich, beinah fünf Fuß hoch; B der Korporal oder ein anderer von der echten Schwefelbande, in der linken Hand eine Narrenpeitsche mit Schellen, ein scheußliches französisches Zerrbild, über sechs Fuß hoch. Beide legen, um sich festzuhalten, ihre Klauen an Deutschland (Karte auf Brett gemalt); sie sind mit den Beinen auf ein Brett, das zum Bodenstück dient, befestigt und drehen sich sehr leicht um die mittlere Walze C, die auf Spindeln geht, an welcher die Karte Deutschland angebracht ist. Nun wird mit einer gewöhnlichen Pike zum Sturm angelegt, im Trabe auf A losgerannt, um ihn ins Herz zu stoßen, mitten in den Stern, was ziemlich schwer, da das vorstehende Herz von Eisen nur einen kleinen Zoll breit ist. Wird das Herz nicht getroffen, so fährt A, vom Stoße erschüttert, rückwärts, und der Kerl B, das gesamte französische Takelzeug vorstellend, schlägt unter dem Geschrei: Vive l'empereur! mit seiner Peitsche auf den fehlenden Sturmläufer los, um ihn vor den Hintern zu hauen und dadurch A zu rächen, welchen Schimpf der Sturmläufer auch verdient dafür, daß er den Franzosen mit seiner Pike nicht besser gefaßt hat. — Wird aber das Herz von A wirklich getroffen, so verliert A durch den Stoß seinen Hut (vergleiche Genappe) und kann nicht von der Stelle; B steht ebenfalls verblüfft und kann nicht mit seiner Peitsche herumfahren, sondern steckt statt der vorherigen dreifarbigen Kokarde eiligst eine große weiße Kokarde und schreit nun statt: Vive l'empereur! — vive le roi! Alles dies wird in einem Augenblick bewirkt, dadurch, daß das von dem Stoß der Pike hineingestoßene Herz, eine durch A gehende eiserne Stange, hinter A eine Feder anstößt, wodurch ein Schlagbaum D schleunig niederfällt, auf welchem die Worte: sauve qui peut! stehen, die Kerls festhält und durch Umdrehung der einzelnen Teile die nötigen Veränderungen bewirkt. — Dieses aus starken Brettern vom Stellmacher geschnittene, durch den Schlosser beweglich gemachte und durch den Maler bunt angepinselte Figurenspiel elektrisierte die Jugend höchlichst.

Jahn erhielt jährlich einen Bericht über die Entwickelung der Turnerei zu Friedland. Am 25. Juli 1817 kam er, mit Jubel eingeholt, dort abermals an und verweilte einige Tage. Während seines Aufenthalts schrieb er an den Feldmesser Becker von Givitz, derzeit zu Boitzenburg an der Elbe, die nachfolgende, in jeder Beziehung, turnerisch, historisch und sprachlich charakteristische, besonders auch durch die Erwähnung des edlen, von französischen Bauern in den Ardennen erschossenen Karl Friedrich Friesen, dieses Heldenjünglings im deutschen Befreiungskriege und Mitbegründers der Turnkunst, bemerkenswerte Zuschrift:

Mecklenburgisch Friedland
den 26ten Heumonds 1817.

Lieber Becker!

Auf einer Turnfahrt nach Rügen bin ich hier gestern mit achtzehn Berliner Turnern angelangt. Heute turnen und rasten wir hier, weil Strelitzer Fahrtlustige hier eintreffen, und wir uns mit Prenzlauern ein Bestell geben. Asmus, ein Vorturner von Friedland, bringt Dir diesen Brief und wird mündlich ergänzen, was diesen Zeilen am Briefe abgeht.

Nun etwas von Berlin und dem Ausbau des Turnplatzes! Er ist viel vergrößert und merkbar umgestaltet. Die Springbahnen laufen nach Norden (gegen Pfaffenländer) unter alten Buchen. Sonne blendet nicht mehr des Springers Auge. Die Rennbahn ist umpflegt. Auf der Hälfte stehen zwei Linden. Bei jedem Achtel zwei Eschen, im Übrigen Eichen, Ahorn, Rüstern, Buchen. Der Spielplatz ist an der einen Seite mit lendendicken Linden bepflanzt, die vortrefflich gedeihen. Der Ringplatz wird jetzt gerade so groß als der Spielplatz. Seine Sanddünen sind zum Theil schon abgefahren, und aus ihnen steigt am Ende der Rennbahn außerhalb des Platzes ein Anfang zum Mahlhügel empor.

Dort wollen wir am 18ten October die Gebeine von drei Gebliebenen, Turnern, begraben. Friesens Gebeine sind von den Ardennen unterwegs.

Der anderen wegen muß ich selbst noch in Deine jetzige Umgegend. Da sollst Du mir helfen, wenn Du am Ende des kommenden Monats dort bist. Schreib darüber! Gegen den 20ten August bin ich wieder in Berlin. Am 23ten muß ich auf dem Wahlplatz von Groß-Beeren turnen.

Lebewohl! Gott behüte Dich!

In Ratzeburg ist auch ein Turnplatz. In Lübeck ist Schulz. In Hamburg Wilhelm Beneke.

Friedrich Ludwig Jahn.

Prorektor Karl Horn, Mitstifter der deutschen Burschenschaft, war Turnwart in Friedland, als Reuter Michaelis 1824 dorthin kam. In dem Verzeichnis der Turner finden sich die drei eigenhändigen Eintragungen: 1825 F. Reuter, 7. November 1810 Stavenhagen; 1826 Reuter; 1827 Fritz Reuter. Er hat also während seiner ganzen Friedländer Gymnasialzeit dem Turnen obgelegen und seinem Lehrer eine dankbare Verehrung bis in den Tod gezollt.

Mit welcher Lust und Liebe unser Dichter für Jahns Bestrebungen eintrat, geht am deutlichsten daraus hervor, daß er selbst sowohl in seiner Vaterstadt Stavenhagen, als auch in seinem späteren Wohnsitz Treptow an der Tollense Turn- und Schwimmunterricht erteilte und durch einen trefflichen Aufsatz eine förmliche Begeisterung in der Bürgerschaft hervorrief. Die Eltern übergaben ihm mit freudigem Vertrauen ihre Knaben, und seine wohlmotivierten Eingaben an den Magistrat bewirkten die Bewilligung eines passenden Platzes und der notwendigen Geräte. Mehrere seiner Schüler machten mir übereinstimmend enthusiastische Schilderungen von der Art und Weise, wie sie bei ihm turnen und schwimmen lernten, und von den unvergeßlich schönen Turnfahrten; ich habe das Wesentlichste in dem Buche „Aus Reuters jungen und alten Tagen“ nacherzählt. Auch in Neubrandenburg, wohin Reuter Ostern 1856 übersiedelte, bekundete er das gleiche Interesse und beteiligte sich mit Wort und Tat an der Begründung des Turnvereins.

Wiederholt hat Reuter Jahns gedacht. So fragt Onkel Herse

den Möller Voß in der Franzosentid: „Kennen Sei Jahnen?“ und erklärt auf dessen Antwort: „Meinen Sei den ollen Jahn, de mine Fru de Pött beknütten deiht?“ sehr entrüstet: „Jh wo! Turn-Jahnen mein ick, de up Stun'ns in Berlin is“ und erzählt eine Jahn-Anekdote in Bezug auf die Viktoria am Brandenburger Thor, „de Siegsgöttin, de wi uns ut Paris wedder halen möten“.

Daß aber unser Poet persönlich Jahn noch näher getreten ist, diese Entdeckung zu machen, blieb einem Berliner Reporter, der sich Dr. A. Römer nennt *), vorbehalten. „Als er, nämlich Reuter, 1861 mit seiner Frau eine Reise durch die deutschen Gaue unternahm, lernte er den Turnvater zu Bonn am Rheine kennen.“ Nun, Turnvater Jahn lebte nicht in Bonn und starb bereits 1852; Reuter kam dort mit dem wohlbekannten Archäologen Professor Otto Jahn zusammen. Meines Wissens haben sich die beiden kerndeutschen Männer und Märtyrer, welche um der ehemals höchst gefährlichen Lehre von der Einheit Deutschlands willen gleiche Schicksale, von Festung zu Festung geschleppt, teilten und vielfach dieselben idealen und realen Interessen aus Liebe zu unserem Volke und Vaterlande hegten, sich nie im Leben gesehen. Doch im Geiste verknüpfte sie das nämliche Band der Treue und Opferbereitschaft für Kaiser und Reich, der Größe und Wehrkraft der deutschen Nation; und wie sehr auch Reuter mit Leib und Seele allzeit der Turnerei ergeben war, dafür zum Beschluß ein Beispiel für viele. Er schrieb im Sommer 1861 an Julian Schmidt, der ihn in Neubrandenburg zu besuchen versprochen hatte, halb im Scherz, halb im Ernst: „Das walte Gott! Denn Sie müssen wissen, daß ich das Turnfest in Berlin mitgemacht habe und mich nun der Turnvater Jahnschen Sprechweise befleißige.“

Das Gymnasium zu Friedland, wo Reuter zuerst turnen gelernt hat, ließ den großen Stein vom Turnplatz nach Berlin zum Denkmal Jahns in der Hasenheide überführen; es sind darauf,

*) Derselbe lieferte u. a. einen Reuter-Nachruf, der eine auffallende Ähnlichkeit zeigt mit dem unmittelbar unter dem Eindruck vom Tode Reuters 1874 veröffentlichten Stimmungsbilde des inzwischen verstorbenen Schriftstellers Friedrich Friedrich.

in Erinnerung an Jahns erste persönliche Anwesenheit, die Worte eingegraben: Friedland i. M. 1815.

Ein anderer Stein ist ein stummer und doch gar beredter Zeuge aus Reuters Festungszeit, bei Dömitz in der Heide, wo der entlassene Staatsgefangene am Scheidewege stand und sich fragte: „Was nun? — welcher Weg ist der rechte?"

Die bösen sieben Jahre hatte seine Zeichenkunst etwas zu lindern vermocht. Wie viele trübe Stunden wurden dadurch verkürzt und erheitert, gleich anfangs auf der Berliner Stadt- und Hausvoigtei, dann auf fünf Festungen, zu Silberberg, Glogau, Magdeburg, Graudenz und Dömitz! Nicht nur die Leidensgefährten ließen sich gern von ihm porträtieren, sondern auch, als sein Ruhm sich in den Kasematten verbreitete, manche der Offiziere und Offizianten, sogar der Platzmajor von Magdeburg.

Als Reuter von dort nach Graudenz transportiert worden war, begann glücklicherweise eine humane Behandlung. Auf der alten Courbière-Veste genoß er, dank dem menschenfreundlichen Kommandanten General von Toll, mehr Freiheit als zuvor. So konnte er sich seiner Kunst mit immer größerer Anerkennung widmen. Nach den Stubengefangenen und Staatsverbrechern kamen jetzt unbescholtene Sterbliche an die Reihe: er malte da ebenfalls den Platzmajor, den Stabsarzt, den Feuerwerkleutnant, viele Beamte und Bürger beiderlei Geschlechts, alt und jung, durfte sogar ein buntes Transparent schaffen zur Hochzeit der Schwester von Aurelia und „lütt Idachechen", Töchter des Proviantmeisters. Ja, er gründete eine „Akademie der Künste", in der er sich mit Öl-, Pastell- und Porzellanmalerei beschäftigte.

Natürlich brauchte Reuter dazu Farbe und Firniß, Leinwand, Papier, Pinsel und Palette. Wie er dieselben sich verschaffte, von wem er sie bezog, das ersehen wir aus mehreren bisher unbekannten Briefen.

Sämtliche Schreiben (Quartblätter auf vergilbtem Papier) tragen die Adresse: „Sr. Wohlgeboren dem Herr E. Sarre zu Berlin. Werderscher Markt und Werdersche Straßen-Ecke."

Das erste, datiert: Graudenz, den 19ten November 1838, lautet:

Werthgeschätzter Herr!

In Beziehung auf nachfolgenden Gegenstand ohne Connexionen wende ich mich an Ew. Wohlgeboren mit der Bitte, so viel als möglich meinen Wünschen zu entsprechen. In einer Lage, wo ich Keinen um Rath fragen kann, muß ich, selbst auf Gefahr hin undeutlich zu werden, meine Bitte aussprechen. Ich wünsche nämlich einen Kasten mit vollständigen Ölfarben, mit den nöthigen Pinseln und einer leichten Palette, ferner etwas Leinwand, 1/2 Dutzend schwarzer Kreide und 3 Röthel, sowie auch 6 Bogen mattfarbiger, gutgeleimter und mit gutem Korn versehener Papiere, die zum Pastellzeichnen dienen sollen (braun und grau). Sie sehen aus dieser Art des Ausdrucks wahrscheinlich schon den Anfänger; um so mehr bitte ich also mir den Anfang selbst zu erleichtern und mir bei Uebersendung der Rechnung gefälligst die technischen Ausdrücke für jeden Gegenstand anzumerken, damit ich mich ins Zukünftige bei einem etwaigen Defekt deutlicher machen kann. Könnten Ew. Wohlgeboren mir den nöthigen Firniß, Öl und Lack, freilich nur in geringen Proben, mitsenden, so würde mir das sehr angenehm sein. Ich sende hierbei 10 Thaler; sollten sie hinreichend sein, so wäre dies mir lieb, wo nicht, so haben Sie die Güte, mir den Betrag so lange zu creditieren, bis ich die Rechnung erhalten habe. Könnten Sie mir vielleicht ein kleines Handbuch der Ölmalerei, worin namentlich vom rein Technischen die Rede ist, empfehlen? Vor allen Dingen erwarte ich baldige Uebersendung unter der Adresse: An den politischen Gefangenen Reuter, abzugeben auf einer Hochlöblichen Commandantur zu Graudenz. — Haben Ew. Wohlgeboren Gelegenheit, so grüßen Sie die Hausvoigtei mit ihrem lieben Hausvoigt (Onkel Dambach) von mir! Ich bitte dieses Scherzes wegen um Entschuldigung.

Aus der letzten Bemerkung erkennt man schon den künftigen Humoristen.

Auf der Adresse steht: Hierin 10 Thaler in Kassen-Anweisungen.

Die Briefe der Festungsgefangenen gingen vor ihrer Absendung behufs Prüfung auf etwaigen staatsgefährlichen Inhalt durch die Hände des Platzmajors und wurden amtlich versiegelt, der vorliegende sogar dreimal; das Petschaft zeigt den auf einem Kanonenrohr horstenden preußischen Adler mit der Unterschrift: Königlich Preußische Commandantur zu Graudenz.

Über den Bedarf an Farbmaterial gibt eine Zuschrift vom 5. März 1839 genaue Auskunft; darin heißt es:

> Ich bitte um 1 Dutzend rabenschwarzer Kreide, sie pflegte sonst in langen polierten Stangen zu sein; für circa 5 Silbergroschen spanischer weißer Kreide; 1 Schattierung grün (saftgrün), eine Stange dunkelblau, 1 dito okergelb (hell) Pastellfarben, gut abfärbend; 1 Quantität schwarzer Porzellanfarbe; 1 dito Backenroth; 1 dito Scharlach; je 1 Stück schwarzer Tusche, Sepia, dunkelblau, carmin, zinnober, gelb, weiß. — Die Tuschen brauchen nicht in großen Quantitäten zu erfolgen, doch bitte ich mir gute zu senden, vorzüglich die schwarze. Haben Sie ein Kistchen dazu, so ist es mir lieb . . . . Haben Sie Papier von solcher Stärke und solchem Korn, wie die beifolgenden Proben, welches zu gleicher Zeit gut geleimt ist, so bitte ich um 6 Bogen. Vor allen Dingen bitte ich jedoch um sehr schnelle Besorgung, da ich einiger Sachen zur Vollendung eines Geburtstags-Geschenks bedarf.

Letzteres, ein Ölgemälde, war bestimmt für Reuters Halbschwester Lisette.

Den Briefen ist ein auf grau Papier gedrucktes Formular beigefügt: „Recepisse über Post-Vorschuß-Gegenstände, Berlin, 11. Juli 1839, Hof-Post-Kasse.“ Statt der Antwort des Postdirektors lesen wir darunter die handschriftliche Notiz: „Der poli-

tische Gefangene studiosus juris Reuter ist den 14. Juni dem Königl. Landrathsamte Graudenz behufs Transports an die Commandantur Dömitz in Mecklenburg-Schwerin zur weiteren Strafverbüßung überwiesen. Festung Graudenz den 16. Juli 1839. v. Toll, General-Major."

Ein interessantes Pendant hierzu ist eine größere, vom nächsten Tage datierte Urkunde in Folio, auf stahlblauem Papier: „Transport-Zettel." Dieselbe enthält u. a. ein Signalement Reuters, woraus wir ersehen, daß seine Augen blau, Haar und Augenbrauen blond, Zähne vollständig, Kinn und Gesichtsbildung oval, Stirn frei, Gestalt schlank, Gesichtsfarbe gesund waren. Ferner: Bart rasiert; besondere Kennzeichen: trägt Schnurrbart und Brille. — So erkennen wir ihn auch wieder auf seinem jugendlichen Selbstporträt.

Fritz Reuters Auslieferung nach der kleinen heimatlichen Festung Dömitz an der Elbe geschah infolge einer von seinem Großherzog Paul Friedrich persönlich bei König Friedrich Wilhelm III. eingelegten Verwendung. Die Überführung kam dem jungen Burschenschafter, wenn auch nicht unerwartet, doch Hals über Kopf, mitten in seiner Tätigkeit als Künstler. Er hatte gerade einen seiner kurz vor ihm freigelassenen Freunde in Arbeit genommen, den Schriftsteller und Buchdrucker Wilhelm Cornelius aus Stralsund, einen geistvollen, bedeutenden Mann, dessen glänzende Rednergabe das Volk fortriß, die Regierung in Angst versetzt hatte, bis er hinter Schloß und Riegel und auf Festung saß, allwo er sich als „Don Juan" beliebt machte. Als solchen hat Reuter ihn in „Ut mine Festungstid" ergötzlich geschildert, als solchen auch abkonterfeit, wie derselbe am Tor zärtlich Abschied nimmt von einer mit der Schürze sich die Tränen trocknenden, hübschen, schlanken Blondine, während der schnauzbärtige Gendarm ihm winkt, doch endlich den Wagen zu besteigen. Das in bunten Kreidefarben flott gemalte, nicht ganz vollendete Genrebild ist noch auf dem von Reuter benutzten Zeichenbrett gespannt und mein Eigentum, wie auch die obigen Briefe mir gehören

und die mannigfachen Erinnerungszeichen an Dömitz, allwo der menschenfreundliche, joviale Kommandant Oberstleutnant von Bülow den jungen Staatsgefangenen fast wie ein Familienmitglied behandelte. Der zweite Band meiner „Reuter-Tage" gibt in Wort und Bild hierüber Aufschluß, das letzte kurze Kapitel „Ut mine Festungstid" dadurch vervollständigend.

Fritz Reuter war ein treuer Kamerad, einen bessern gibt es nicht. Davon ein Beispiel! Der originelle, in „Läuschen un Rimels" sowie „Stromtid" verewigte Rektor Ludwig Reinhard aus Boitzenburg, Junggeselle, war als Redakteur eines freisinnigen Blattes nach Koburg übergesiedelt und mehrfach von dem Reuterschen Ehepaare nach Eisenach geladen. Im Herbst 1867 kehrte der bekannte Schweriner Hofbaurat und demokratische Reichstagsabgeordnete Demmler, ein gemeinsamer Freund von Reuter und Reinhard, dort zu Besuch ein und kam auf den Gedanken, im Bunde mit Fritzing und Luising, „arm Lurwig", dessen Körper sich einer Riesenlänge und großer Fülle erfreute, zu Weihnachten ein seinem leiblichen Umfange entsprechendes „Lotterbett" zu schenken. Gesagt, getan. „Nun sollen Sie auch die Freude haben", schrieb Frau Luise dem wieder in Schwerin Weilenden am 21. Dezember, „sich unsern alten Reinhard am heiligen Abend im allerbequemsten Divan streckend zu denken; denn bequem ist er geworden, mein Reuter hat ihn zur Zufriedenheit ausprobiert, und zum heiligen Abend wird er unserm Freund ins Haus gebracht als Julklapp: über sieben Fuß lang und im Verhältniß breit und weich, wird seinen Zweck erfüllen. Wie wird sich der gute Mann freuen, daß Freunde seiner gedacht! und Sie sind es, dem wir diese Freude danken; mir hat sie schon so viele angenehme Stunden gemacht." Seinem Demmler schilderte Reinhard alsbald die gelungene Überraschung in folgender Dankepistel: „Sitz' ich da auf meinem Stuhl und drechsle an einem Artikel herum, als die Magd auftritt und ihren Mund aufthut: ‚Unten ist ein Mann, der ein Sopha an Sie abzugeben hat'. Darauf ich: ‚Hier waltet ein Irrthum ob, das Möbel ist für den

herzoglichen Hofmaler bestimmt, welcher meinen Namen trägt. Schon einmal ist unter dieses Hauses Dache eine Kiste abgeliefert worden, als für mich bestimmt, die nach bald erkanntem Irrthum wieder abgeholt wurde.' Sprach's und drechselte weiter. Kommt des Hauses röthlich behaarter Wirth und spricht: ‚Hol's der Deibel, der Sopha ist Ihnen, hier lesen S' den Frachtbrief!" Richtig. Andern Tages kommt ein plattdeutscher Schreibebrief von Fritz Reuter, und ich erfahre, daß Du, o menschenfreundlicher Verräther, bei Reuters in Eisenach ein tragweites Wort gesagt von meiner Sophalosigkeit. Der besagte Brief Reuters trägt Deinen Namen an der Spitze der Unterschriften. Ihr habt's aber zu schön gemacht, und ich danke Dir hierdurch mit einem vollgemessenen Drittel meiner sämtlichen Empfindungen und mit einem Hoch, das eine aufrichtigere Grundlage hat als das Hoch, das alljährlich im weißen Saal zu Berlin von loyalen Unterthanen erschallt." — Das erwähnte, überaus launige Schreiben, welches durch seine Kürze doppelt drastisch wirkt, lautet:

Luting! Luting!

De olle lange Demmler ut Swerin was hier un was bi Di west un hadd kein „Lotterbedd" bi Di gewohr worden, un dunn dacht hei, wat Demmler is, un dacht sei, wat mine Fru is, dat sik datför so'n ollen Burßen, as min oll Luting is, sine ollen Knaken woll schicken ded, dat hei sei mal grad un lang utrecken künn; un dunn dachten wi, wat wi beiden Reuters sünd, un wat hei is, Demmler, wi wull'n Di tausamen so'ne glückliche Rauh taun Wihnachten schicken.

Nu legg di hen un slap woll!

Dine ollen Fründen
Demmler.
Fritz Reuter un Fru.

Ein Geschichtchen von Reuter und Frau mag hieran sich reihen. Oberstleutnant von Studnitz in Eisenach hatte an Frau

Luise ein Buch geliehen und, da dieselbe die Rückgabe vergessen, ein Erinnerungsgedicht gesandt, worauf sofort das von Fritz Reuter improvisierte, aber mit Luise Reuter unterzeichnete Verschen folgte:

War Eine, der's aufs Herz fiel schwer,
Daß sie behielt das Buch bisher —
Da legt sie sich aufs Bitten,
Und ringt die Händ'
Qualvoll ohn' End',
Daß sie versöhn' den großen Mann.
Nehmt gnädig die Entschuldigung an —
Genug hat sie gelitten.

War das Reutersche Ehepaar, das zuerst in einem schmucken Schweizerhause zu Eisenach zur Miete wohnte, schon gleich nach der Übersiedelung Johanni 1863 von befreundeten wie fremden Durchreisenden fast im Übermaß besucht worden,*) so sollte mit dem Einzug in die neuerbaute Villa Frühling 1868 dasselbe kaum noch Ruhe finden: jeder irgendwie distinguierte oder literarisch gebildete Passant wünschte den weltberühmten Verfasser der „ollen Kamellen" von Angesicht zu Angesicht zu sehen, so daß die ebenso besorgte wie praktische Gattin auf den guten Gedanken kam, die Störenfriede wenigstens zeitweise durch ein Schild an

*) So hat Frau Luise Reuter begonnen, eine Liste der „angekommenen Fremden" anzulegen, aber bald damit aufgehört, weil die Zahl derselben zu groß ward; sie verzeichnet während der Zeit von Juli bis September 1863 nicht weniger als 116 Besucher und von Februar bis Oktober 1864 über 148. Darunter treffen wir viele bekannte Persönlichkeiten z. B. Prof. Karl Bartsch, Geheimrat Eduard Böcking, Dr. Moritz Busch, Prof. Wilhelm Dilthey, Geheimrat Hermann Grimm und Frau Gisela, Heinrich Hoffmann-Fallersleben, Hofgartendirektor Ferdinand Jühlke, Dr. Hans Köster und Frau, Geheimrat Moritz Lazarus, Konsistorialpräsident v. Müller-Koburg, Prof. Friedrich Oetker, Emil Palleske, Prof. Ludwig Pietsch, Hofmaler Prof. Theodor Schloepke, Dr. Julian Schmidt, Geheimrat Richard Schröder, Herman Schulze-Delitzsch, Otto Speckter, Ludwig Walesrode, Prof. Moritz Wiggers, sowie die beiden unlängst verstorbenen Herren Oberpräsident v. Bennigsen und Staatsminister v. Miquel.

der Türe fern zu halten, worauf zu lesen stand: „Dr. Fritz Reuter Vormittags nicht zu sprechen.“

Aber wie erfreut waren beide, als sich ihr bester Freund anmeldete! Der Ökonomierat Fritz Peters, früher auf Thalberg, dann auf Siedenbollentin, unweit Treptow in Vorpommern, wo Reuter als „Strom“, als Schulmeister und Ehemann an Luisings Seite schwere und doch schöne Jahre zugebracht hatte, mußte in ein böhmisches Bad und beabsichtigte nun, in Eisenach zu rasten. Auf die Kunde hiervon schrieb Reuter am 18. August 1868:

> Das sind ja goldene Aussichten für uns! und von Euch ein wahrhaft erhabener und wohlthätiger Einfall! Wenn Ihr aber die Reise antretet, dann kommt zuerst zu uns — wat Einer hett, dat hett hei —, wir sind zu Hause, meine Schwägerinnen reisen morgen ab, und dann haben wir schönen Platz, und schnacken können wir dann ungestört. Darum will ich nun auch weiter nichts sagen, Alles bis aufs Mündliche aufsparen. —
>
> Nachschrift: Wir haben eine kleine Reise gemacht, daher die etwas verspätete Antwort, und gestern war der Besuch von dem alten Heydemann Schuld an der Verzögerung.

Dazu von Luisens Hand: „Nicht zu vergessen! — Meldet uns ja den Tag und die Zeit Eures Eintreffens, muß ja das Haus mit Besinnung kehren, Euch zu Ehren. Jedoch von Reuter! so was zu vergessen! Na, wie ich mich freue! — Ihr alten Menschen! —“

Und als ein Neffe des in der „Stromtid“ auftretenden Färbers „Johann Meinswegen“, in Wirklichkeit Ladendorff geheißen, der sich als Fabrikant in Basel niedergelassen hatte, dem großen Landsmann noch nach Neubrandenburg schrieb, antwortete ihm unser schon in Eisenach domizilierter Dichter:

> Das war recht freundlich von Ihnen, daß Sie sich aus so weiter Ferne an mich wandten; doch wohne ich Ihnen näher, als Sie dachten, obgleich ich Ihren Brief ganz in der Nähe von

Stavenhagen empfing, da ich dort zufällig zum Besuch war. Ich wohne nämlich schon seit Jahr und Tag in Thüringen, dicht unter der Wartburg.

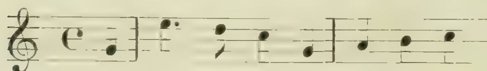
Glauben Sie mir, ich habe mich recht gefreut und freue mich jedesmal, wenn ich höre, daß ein Stavenhäger Stadtkind zum tüchtigen Mann herangewachsen ist und sich wacker, wie Sie, durch die Welt geschlagen hat. Gebe Ihnen der liebe Gott ferneres, fröhliches Gedeihen!

Wenn Sie einmal in die Heimath reisen sollten, dann führt Sie der nächste Weg über Eisenach; ich hoffe, dann werden Sie bei mir vorsprechen. Ein längerer Besuch in Mecklenburg hat die verzögerte Antwort verschuldet.

Für Reuters Villa am Frauentor der alten Lutherstadt Isenac stiftete Gisbert von Vincke ein Hausbuch, worin sich viele berühmte Gäste eingeschrieben haben, u. a. der Komponist des Arndtschen Liedes „Was ist des Deutschen Vaterland?", ein Pommer von Geburt, der in Greifswald das Gymnasium und die Universität besucht hatte, in Berlin Musiklehrer des deutschen Kronprinzen geworden war und Zelters würdiger Nachfolger an der Singakademie.

Hier seine charakteristische Eintragung vom 17. August 1868:

Gustav Reichardt gen. Herr Deutschland,
Königl. Preuß. Mus.-Dir. in Berlin.



Reichardt hatte Reuter vorher nicht persönlich gekannt, war aber als Altvorpommer des Plattdeutschen von seiner Jugend her mächtig und ein großer Bewunderer der „ollen Kamellen". Dies bestimmte ihn — so teilt mir sein Sohn, der Wirkliche Geheime Rat Reichardt mit —, als wir damals in Thüringen waren, extra mit mir nach Eisenach zu fahren, um die längst erwünschte Be-

kanntschaft zu machen. Die Art, wie er sich (und mich) dort einführte, entsprach seinem jovialen Naturell. Er selbst hat darüber Nachstehendes aufgezeichnet:

Mein Besuch bei Fritz Reuter.

Er war unwohl durch Diätfehler bei der Brunnenkur, nahm keine Besuche an; ich ließ mich aber nicht abweisen, nannte auch meinen Namen trotz Begehrens nicht, sagte dem Diener: „Ein Landsmann, der sich nicht abweisen läßt".

In die prächtige Villa hineingeführt, stehe ich vor ihm, seiner Frau und Schwägerin.

Er: Wen habe ich die Ehre?

Ich (mit der Hand Ruhe winkend): Mit Verlöw, min leiw Herr Dokter, dat'k hier so 'rinschniegt*) kam bi de grimmige Hitt! Bün ok'n plattdütsch Kind, un da möt'k doch den groten Fritz tau Pird'**) ok von Perßon kennen liören. Ehr Bäuker weit'k utwennig all männig Johr, un „wer süß den Schnuppen rüken will, dei find't dorin mäng scharpe Pill. Un wier't ok man fiwfinge Witz, dei driwwt am scharpsten up de Mütz."

Er: Aber mein Gott, wer? . . .

Ich: Holl'n Sei 't Mul! — Holl'n S' mi min wahnschapene Dickelektik***) tau gaud! Wo süll't ok herkamen? Föftig Johr bün'k furt von Muttern, un tau'n annern Vullblaud bün'k ok nich, na! un derentwegen was't mit min Dickelektik man ümmer so so, wil'k up de Grenz buren bün un fött†), bi Demmin, wo s' mit ein Bein in Olt-Pommern stunnen un mit 'n annern in Schwedsch-Pommern, dunnemals, un mit 'n annern in Meckelnborg — na! da giwwt't denn so'n Mangkkurn††).

(Er: sehr unruhig geworden.)

Ik heit Reichardt, bün 'n Musikante, wat sei in Berlin en Kumpuniste benäumen.

---

*) hineingeschneit. **) Fritz zu Pferde = Fritz Reuter (Reiter).

***) misratenen Dialekt. †) geboren und auferzogen. ††) verschiedene Kornarten wie Gerste und Hafer im Gemenge.

Er: Herr Je!

Ich: Uns' dütsch Vaderland was mi min Lewdag vel tau lütt, da dacht ik, sallst di upmaken un mal tauseihn, ob du't nich gröter singen kannst. Na! da sung ik, un sei sungen all tauhopen mit as dull un beseten —: äwerst uns' Vaderland bleew so lütt as vörher, un nah föftig Johr güng mi ok de Pust ut.

Da kamm Bismarck — de verstunn't beter — mit'n Knüppel; de hulp.

Min Söhn is Legatschonsrath bi Bismarcken, nich grad sine rechte Hand, äwerst höllt em doch recht fast an de Locken.

So! nu weiten S' von mi miehr as tau vel!

Reuters Freude war rührend. Nun sprach ich ihm meine Freude und meinen Dank aus über seine Werke, die ich vielleicht vor allen am besten goutieren konnte.

Später fuhr ich fort: Ik weit nich, ob Sei davon weiten, dat in Berlin vör'n Johrener söß-säben ene grugliche Sük*) tau graßieren anfung — (Reuter: Ne!) — dat Fritz Reuter-Fewer**). Taumal de Wiwer wier'n schier as dull un beseten up „Hanne Nüte". Ward dat Sei 'n Uprubr! Gor männigmal, wenn de Berliner Frugenslüd' meinten, dat sei Reutern so driws verstahn kunnen, säd ik: Dat's all min Lewdag nich wohr, denn wenn'k nich in 'ne Sprak denken kann, dennso kann'k sei nich. Mit den Verstand glöwt ji em tau faten, äwer jug Hart fäuhlt nicks bi de plattdütsche Sprak, wil in juge dröge märkische Sprak nicks tau fäuhlen is — von Gemäuthlichkeit.

Na, von wegen de Sük! Ok sogar uns' Deinstmätens wier'n infeciert von de Sük. Da schick ik mal min Käksch — 'n ganz kaptales Mäten von minschlichem Gefäuhl, äwerst dörch Reutern ganz upsternatsch un verdwas — also ik schick se nah de Medecinapothek, sei sull mi för'n Gröschen Rhabarber halen; un wat glöwen S' woll, wat sei mi bringt? — „olle Kamellen"!

*) Seuche. **) Fieber.

So weit der originelle Vater Reichardt. In Ergänzung hierzu berichtete mir sein Sohn: „Wir mußten mehrere Stunden bleiben in traulichem Gespräche bei einem guten Glase Wein. Reuter durfte nicht mittun, war aber sehr aufgeräumt, und es ging ungemein heiter zu. Außer anderen Themen wurde über Bismarck und die deutschen Einheitsbestrebungen und im Zusammenhange hiermit auch über das Arndt-Reichardtsche Fragelied (Vaterlandslied) gesprochen. Auf letzteres bezieht sich die obige Eintragung im Hausbuch. Die Noten bezeichnen die textlich und musikalisch bedeutsamste und wirkungsvollste Stelle des Liedes, nämlich den Passus

‚Das ganze Deutschland soll es sein!‘

Dieses Lied, welches Dezennien hindurch wohl die populärste Form war, in der die Begeisterung der Massen des Volkes für die deutsche Idee geschürt und zum Ausdruck gebracht werden durfte, zeitigte häufig Szenen des Enthusiasmus, bei denen die Popularität des Gedichtes auf den Komponisten übertragen wurde und er den Ehrennamen ‚Herr Deutschland‘ erhielt. Dies ist auch in unserer Unterhaltung erwähnt worden, daher der Zusatz.“

Noch in demselben Jahre zog es Fritz Reuter magnetisch nach Mecklenburg und Pommern. Es war sein letzter Besuch in der norddeutschen Heimat. Zum dritten Male sah er, seit seiner Übersiedelung nach Eisenach, sie wieder, überall hochgefeiert.

So kam er auch nach Parchim, wo er ehedem als Gymnasiast beim Bäckermeister Hilgendorff gewohnt hatte. Das Geschäft hatte inzwischen der Enkel übernommen, der mir die folgenden persönlichen Erinnerungen mitteilte:

Ich kann Ihnen mit einer Reminiscenz über den letzten Besuch, den Fritz Reuter in unserm Hause gemacht hat, dienen. Er hat ja aus seiner Parchimer Schulzeit Manches in seinen Schriften verewigt, z. B. Bäckermeister Schwenn und unseres

Geheimen Hofraths Wüsthoff Tochter Adelheid, seine Schülerliebe, wovon Sie ja in Ihrem Buche „Aus Reuters jungen und alten Tagen“ genau erzählen. Meine Großmutter lebte noch. Herr Dr. Reuter besuchte uns Morgens gegen acht Uhr. Bei seinem Eintritt fragte er auf plattdeutsch, ob wir ihn kennten. Meine Mutter sagte: „Ja woll, Sei sünd de grote Dichter, un dat freut uns bannig, dat Sei uns besäuken dauhn!“ Da erkundigte er sich, ob denn von den Alten noch jemand am Leben sei; und als wir ihm sagten, die Großmutter, seine ehemalige Pensionswirthin, mußten wir diese rufen. Er freute sich sehr, wie er die Matrone sah: „Nu, Grotmudding, sünd Sei mi doch ok nich mihr bös, dat ik Sei Ehr Klütersupp nich eten wull? vör viertig Johr hewwen Sei mi ümmer utschullen.“ Dann unterhielt er sich mit ihr über all die alten Leute, die er noch von seiner Gymnasialzeit her kannte. Meine Mutter fragte inzwischen, ob sie dem Herrn Doktor mit irgend etwas aufwarten dürfte; da forderte er sich einen Butterkringel, wie er ihn früher hier jeden Sonntagmorgen bekommen hätte. Das Gebäck wurde aber nicht ganz verzehrt, mit der Bemerkung, daß es jetzt doch nicht mehr so gut schmecke, wie vor vierzig Jahren.

Auch solche kleinen, unscheinbaren Züge helfen das Gesamtbild des Mannes vervollständigen.

Einen Einblick in unseres Dichters geistige Werkstatt gewährt die nachstehende, mir verbürgte Anekdote. Zu Eisenach im vertrauten Kreise kam das Gespräch auf den in Arbeit befindlichen letzten Teil des Romans „Ut mine Stromtid“. Namentlich die Damen flehten förmlich, doch ja Luise Hawermann und Franz von Rambow ein Paar werden zu lassen. Reuter sträubte sich mit allen möglichen Argumenten dagegen, vermochte aber schließlich den schmeichelnden, geradezu rührenden Bitten mehrerer Verehrerinnen nicht zu widerstehen und willigte ein, doch in einer Art und Weise, die deutlich genug erkennen ließ, wie wenig er, der die sozialen Zustände seiner obotritischen Heimat genau kannte,

damit innerlich einverstanden war. Denn, mit starker Betonung, äußerte er fast ärgerlich: „Wat en richtigen meckelnborgschen Eddelmann is, de kriegt nich de Dochter von sin' Entspekter.“ — —

Zahllos sind die begeisterten Anerkennungsschreiben, welche dem gefeierten Manne, dem edlen Menschen und gottbegnadeten Humoristen, aus allen Schichten des deutschen Volkes, von hoch und niedrig, gelehrt und ungelehrt, zugingen. Zu seinen Bewunderern zählte, wie wir schon sahen, kein Geringerer als Jakob Grimm, der Meister unserer Sprache. Den zweiten Band „Ut mine Stromtid“ sollte der Greis nicht mehr erleben. „Welche wahre, wenn auch wehmütige Freude,“ so dankte seine Nichte, „haben Sie der Mama und uns Allen gemacht, Heiligabend! Sie wissen längst, welche große Freude dem Onkel Ihre Bücher bereiteten, und wie oft haben wir ihn mit den lütten Druwäppels Lining und Mining geneckt; er las es immer spät Abends, wenn ich in sein Zimmer kam —, er hatte das Buch wunderhübsch mit grünem Leder binden lassen, und so wird's auch dieser Band; ich konnte mich erst gar nicht entschließen, weiter zu lesen, weil Einem immer der liebe Onkel dabei vor Augen trat, wie es ihn gefreut haben würde!“

Zahllos waren auch die Zeichen inniger Trauer, die Luising empfing, als Sonntag den 12. Juli 1874 — vor nunmehr dreißig Jahren — ihr Fritz an einer Herzlähmung schied.

Dem „ollen Kaptain“ aus der Festungszeit, Justizrat Albert Schultze, schrieb die verwitwete Frau folgende ergreifende und rührende Zeilen:

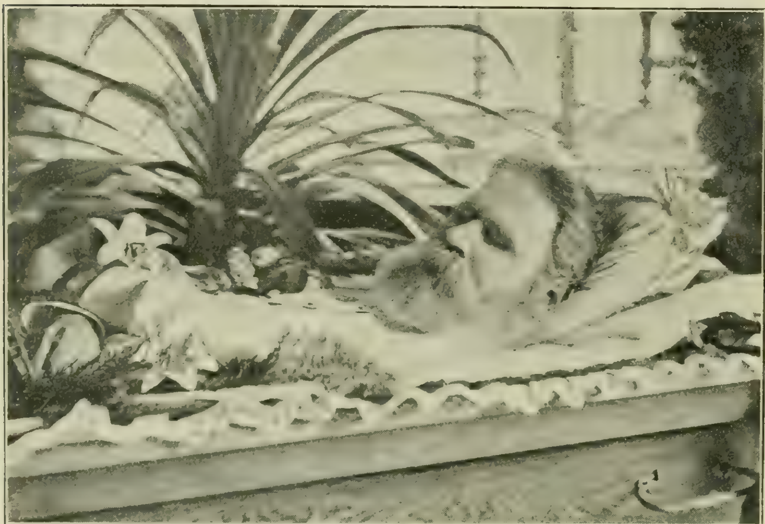
Dank für alle Liebe und Teilnahme! Mein geliebter Gatte ruht in Frieden. Sie sehen's an der beigeschlossenen letzten Photographie. Und — den sollte ich ihm nicht mißgönnen! aber — o die Oede des verwaisten Herzens! Da kann nur die Zeit lindern, wie sehr man sich auch sagt: „ich habe Dich geschlagen und will Dich wieder aufrichten“.

Einen Trost suche ich nun in der Beantwortung der mir

gesandten Beileidsbeweise; sie sind in der That ungewöhnlich, zählen nach hunderten. Da bin ich mit ihm beschäftigt — und — die Zeit vergeht!

Ja, wenn Theilnahme Trost gewähren kann, wäre er mir schon jetzt im reichsten Maße zu Theil geworden, — mit der Zeit werde ich ihn auch darin suchen und finden.

In den letzten Augenblicken (der Tod trat unerwartet schnell ein) war ich ganz allein mit meinem Fritz — er entschlief in



meinen Armen — ich habe ihm die treuen Augen zugedrückt! Den ersten und liebsten Menschen, den ich sterben sah! — Unsere Wünsche erfüllten sich. Ich sollte diesen letzten Liebesdienst verrichten! — er sprach es oft aus; und ich betete um ein sanftes Ende — allein mit ihm! — — (Thränen!)*)

„Sein Kaptain" sollte eine seiner Meerschaumpfeifen erhalten zum Andenken, hatte er mir vor Jahren schon gesagt;

*) Von Luising dazu geschrieben, um die durch ihre Thränen verwischten Schriftzüge zu erklären.

Eisenach, Villa Reuter
d. 17 August
74

Theure Freunde!

Dank für alle Liebe u. Theilnahme! Mein geliebter Gatte ruht in Frieden! [illegible] – Und – [illegible] Zeit lindern, [illegible]

Ihre Louise Reuter
geb. Kuntze

Trauerbrief von Luise Reuter nach dem Ableben ihres Fritz.

Faksimile nach dem Original (Anfang und Ende).

so erhalten Sie lieber, verehrter, treuester Freund in Noth und Tod denn hiebei die mit „Grashof" bezeichnete; ich halte dafür, der Kopf mit dem lieben wohlbekannten Namen erfreut Sie doppelt.*)

Was mit mir wird, weiß ich noch nicht, bin auch außer Stande, jetzt Beschlüsse zu fassen. Einstweilen bleibe ich und schreibe mit ihm in Gedanken vereint. Später zum Winter reise ich wohl in die alte Heimath; ob's mich dort lange hält? ob ich später die Villa verkaufen werde? — —

„Du kannst thun, was Du willst, mein Wising", sagte er oft, „wenn Du mich zur Ruhe gebettet."

Ach, Gott, ja — nun kann ich Alles thun — und keiner kümmert sich drum!!

Sie selbst, die treusorgende Lebensgefährtin, errichtete ihrem teuren Entschlafenen das Grabdenkmal; den Grund und Boden dazu schenkte für ewige Zeiten die Stadtgemeinde Eisenachs. Der befreundete Bildhauer Professor Afinger, dessen Meisterhand schon Reuters Marmorbüste geschaffen hatte, und Baurat Kyllmann, sein Schwiegersohn, aus Berlin willfahrten dem Wunsche der Witwe und fertigten das in edeln Formen und Maßen gehaltene, künstlerisch wirkende und weihevoll stimmende Sandstein-Monument, welches sich an der südöstlichen Ecke des neuen Friedhofes am Wartenberg erhebt.

Wie dasselbe ursprünglich aussah, noch ganz freiliegend, noch nicht umgittert, nicht geschützt durch Baumschmuck, mit dem Fernblick über die Stadt in die Tallandschaft und auf die Waldeshöhen, zeigt die hier zum ersten mal reproduzierte Abbildung, welche Frau Luise Reuter damals für sich machen ließ und mir vor zwanzig Jahren überreichte. Nun schläft sie auch dort, an der Seite ihres Fritz, der Auferstehung entgegen.

---

*) gemeinschaftlicher Leidensgefährte. Reuter hat seinem Hermann Grashof „Ut mine Festungstid" gewidmet.

Wohl uns, daß aus dem kleinen Knaben, der einst im Forst zu Jvenack umhertummelte und die Vogelstimmen belauschte, die er so reizend in „Hanne Nüte“ nachgeahmt, ein Eichbaum geworden ist, im deutschen Dichterhain einer der stärksten, schönsten und besten! In Jsenack ward er des inne, hat er mit rührender Dankbarkeit die vielen Beweise allgemeiner, ungeheuchelter Liebe und Verehrung über sich ergehen lassen: er, unser größter Heimatkünstler.

Wenn von Einem, dann gilt von Fritz Reuter der Spruch:

Nur der verdient ein Denkmal groß und erzen,
Der selbst sich eins gesetzt im Völkerherzen.



Reuters Grabdenkmal zu Eisenach im ursprünglichen Zustande bei der Einweihung.

Nach einer für Frau Luise Reuter gefertigten Spezialaufnahme.

Aus: Gaedertz, Im Reiche Reuters. Verlag von Georg Wigand in Leipzig.

Weitere Werke von Karl Theodor Gaedertz.
Verlag von Georg Wigand in Leipzig.

Bei Goethe zu Gaste.

Neues von Goethe,

aus seinem Freundes- und Gesellschaftskreis.

Ein „Schwänchen“ zu des Dichterfürsten 150jährigem Geburtstag.

Mit zahlreichen Abbildungen und Faksimiles im Text und auf Tafeln. Broch. 6 Mk., geb. 7 Mk.

☞ Dieses den Großherzoglichen Herrschaften von Baden zugeeignete Buch ist als eines der besten „von hervorragender Bedeutung und sehr wertvoll“ bezeichnet worden, die zu dem Goetheschen Jubelfest erschienen. Die „National-Zeitung“ sagt in einer längeren Besprechung: „Bei Goethe zu Gaste“ betitelt sich dies trefflich ausgestattete, verdienstvolle und fleißige Werk, das eine Fülle neuen Materials bietet. Prof. Gaedertz ist ein glücklicher Finder — mit spürsinnigem Eifer, wie mit einer Wünschelrute begabt, schürft er neue Briefe und Bilder, Gedichte und Tagebuchblätter aus dem Boden herauf, um sie mit Sachkenntnis zu bearbeiten. Doch versteht er es, seine hübschen Funde in einer Form darzubieten, die nicht allein für den ernsten literaturgeschichtlichen Forscher bestimmt ist, sondern die auch dem weiteren Kreise der Literaturfreunde eine anregende, in Goethes Art und Kunst, in sein Leben und Dichten angenehm einführende Lektüre gewährt.

Goethe und Maler Kolbe.

Ein deutsches Künstlerleben.

Mit fünf Bildnissen.

Zweite, sehr vermehrte Auflage. Broch. 2 Mk., geb. 3 Mk.

☞ Prof. Friedr. **Zarncke** urteilte im Literarischen Centralblatt: „Gaedertz hat in der ihm eigenen ansprechenden Weise das Verhältnis des Künstlers zu Goethe darzulegen verstanden, so daß man das Schriftchen mit Interesse liest“. Dasselbe ist im Text wesentlich erweitert, auch um mehrere Goethe-Briefe bereichert, und bietet neben den besten Goethe-Bildnissen des Malers auch zwei von Gaedertz aufgefundene Porträts, die Kolbe selbst in Jugend und Alter darstellen.

Emanuel Geibel,

Sänger der Liebe, Herold des Reiches.

Ein deutsches Dichterleben.

Mit Abbildungen und Faksimiles. Broch. 6 Mk., geb. 7 Mk.

☞ Dieses mit Allerhöchster Genehmigung dem Andenken **Wilhelms des Großen,** Kaisers und Königs, gewidmete Nationalwerk haben Se. Majestät **Kaiser Wilhelm II.** als einen „wertvollen Beitrag zur Hundertjahrfeier“ bezeichnet und Ihre Majestät Kaiserin **Auguste Viktoria** als eine „hochpatriotische Tat“. Auch der verewigte **Fürst Bismarck** schenkte dem Buch sein besonderes Interesse.

Dreihundert Bildnisse und Lebensabrisse

berühmter deutscher Männer.

Fünfte Auflage. Gebunden 10 Mk.

☞ Ein Volksbuch im besten Sinne und zugleich ein Ehrenbuch, an welchem jeder gebildete Deutsche sich freuen muß, begonnen von Ludwig **Bechstein,** gezeichnet von Hugo **Bürckner,** neu bearbeitet und fortgeführt von Karl Theodor **Gaedertz.** Dasselbe hat sich als Anschauungsmittel für den Geschichtsunterricht trefflich bewährt In den kurzen Lebensskizzen ringen Präzision des Ausdrucks und Schärfe der Charakteristik miteinander um die Palme. (Pädagogischer Jahresbericht.)

Was ich am Wege fand.

Blätter und Bilder aus Literatur, Kunst und Leben,

Mit Nachbildung zahlreicher Originalzeichnungen, Gemälde, Handschriften ꝛc.

2 Bände. Broch. je 6 Mk., geb. je 7 Mk.

☞ Dies Sammelwerk hat uneingeschränkte Anerkennung bei Presse und Publikum gefunden; es wird immer mehr ein Familienbuch im besten Sinne des Wortes. Wer hörte nicht gern Neues von **Arndt, Bechstein, Bismarck, Chasot, Geibel, Herder, Hoffmann von Fallersleben, Irving, Klopstock, Marschner, Overbeck, Reuter, Tegnér,** um nur diese Namen zu nennen? dazu interessante Beschreibungen berühmter oder merkwürdiger Stätten und Orte des In- und Auslandes! — Prof. **Matthias** erklärt im Pädagogischen Jahresbericht: „Wer die genannten Künstler und Schriftsteller und die Landschaften liebt, sollte sich diese köstlichen Schilderungen nicht entgehen lassen“.

Im Reiche Reuters.

Neues von und über Fritz Reuter in Wort und Bild.

Broch. 2 Mk., geb. 3 Mk.

☞ Diese jüngste Veröffentlichung des unermüdlichen Reuterforschers wird jeden Verehrer des unsterblichen Verfassers der ollen Kamellen erfreuen, ja entzücken; es ist wohl die denkbar schönste Weihegabe zum dreißigsten Todestage Fritz Reuters.

Reuteriana:

Fritz Reuter-Reliquien. Inhalt: Widmung an Louise Reuter. Die Papiere des Studenten Reuter. Neue Mitteilungen aus Reuters Leben. Briefe. Gelegenheitsgedichte. Ueber die Urgestaltvon „Ut mine Stromtid". Eine Luftballonfahrt durch Mecklenburg; aus dem Nachlaß. Broch. 3 Mk, geb. 4 Mk.

Fritz Reuter-Studien. Inhalt: Widmung an Fritz Peters ꝛc. Reuter als Burschenschafter. Reuter und Annmariek Schult. Reuter und die Gebrüder Boll. Reuter auf Thalberg. Reuters Hausbuch. Bernhard Afinger, Ernst Moritz Arndt und Fritz Reuter. Broch. 3 Mk., geb. 4 Mk.

Fritz Reuter-Gallerie. Mit Bildern von Beckmann. Prachtband 20 Mk.

Reuter-Postkarten. Mit Charakteristik und Sprüchen. Leporello-Album. 1 Mk.

Reuter-Ansichtskarten zum 30. Todestage des Dichters. Stück 15 Pf.

Fürst Bismarck und Fritz Reuter. **Eine Gedenkschrift.** Broch. 1 Mk.

Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen. Drei Bände. Mit Reuters Selbstporträts als Schüler, Burschenschafter und Festungsgefangener, einem Farbendruck „Entspekter Bräsig", sowie zahlreichen Skizzen, Bildnissen, Ansichten und Faksimiles meist nach Originalen von Ludwig Pietsch, Theodor Schloepke und Fritz Reuter. (Im ganzen 237 Bilder auf 142 Tafeln, einschließlich fünf Doppeltafeln, und ein Foliobogen mit Faksimile.) Broch. je 3 Mk., geb. 4 Mk. — Die Bücher enthalten u. a. **viele Dichtungen aus Fritz Reuters Nachlaß,** hochinteressant vor allem der bisher unveröffentlichte Teil seines Schwanensanges: „Ok 'ne lütte Gaw' för Dütschland" aus den Kriegsjahren 1870/71. — Die Briefe an seine Braut geben Zeugnis für seine innige Liebe, sowie von der Zartheit des Empfindens des Dichters; die Briefe an seine Freunde sind ebenso inhaltreich und oft von goldenem Humor erfüllt. — Kostbar ist auch der Schatz an Erinnerungen der Familie des Kommandanten von Bülow (Festung Dömitz), des Küsters Suhr, der Truwäppel Lining und Mining. Sehr sympathisch berühren die originellen Mitteilungen über den Amtshauptmann Weber und die anderen Hauptfiguren der „Franzosentid" Onkel Herse, Mamsell Westphal, Fritz Sahlmann ꝛc.), auch die charakteristischen Berichte über Reuters Eltern, deren Hochzeit in Stavenhagen u. s. w. — „Dies Werk ist ein Muster deutschen Forscherfleißes und Finderglücks, bahnbrechend und grundlegend für die genaue Kenntnis Fritz Reuters, seines Lebens, seiner Schöpfungen, seiner Zeit, daher unentbehrlich für jeden Besitzer von Reuters sämtlichen Werken und die schönste illustrierte Ergänzung dazu."

☞ Für die in Vorbereitung befindliche kulturgeschichtliche Publikation **„Fritz Reuters Festungszeit in Dichtung und Wahrheit"** bittet Herr Rat Curt Walther zu Eisenach, Generalbevollmächtigter der Erben Reuters, ungedruckte Briefe, Gedichte, Zeichnungen, Erinnerungen von Reuter und seinem Freundeskreis, den Leidensgefährten, Kommandanten u. s. w. auf den einzelnen Festungen, Herrn Prof. Dr. Gaedertz (Greifswald, Markt 12) anzuvertrauen.

Mannigfaltiges:

Goethes Minchen. Auf Grund ungedruckter Briefe geschildert Mit dem bisher unbekannten, von Johanna Frommann gemalten Porträt der Wilhelmine Herzlieb. 2. Auflage. 3 Mk., geb. 4 Mk.
Zur Kenntnis der altenglischen Bühne nebst anderen Beiträgen zur Shakespeare-Literatur. Mit Abbildungen. Broch. 2 Mk. 40 Pf.
Archivalische Nachrichten über die Theaterzustände von Hildesheim, Lübeck und Lüneburg im 16. und 17. Jahrhundert. Broch. 4 Mk.
Briefwechsel von Jakob Grimm und Hoffmann-Fallersleben mit **Hendrik van Wyn.** Broch. 1 Mk. 80 Pf.
Friedrich der Große und General Chasot. Broch. 2 M .
Abwehr betr. Friedrich der Große und Chasot. Broch. 50 Pf.
Gabriel Rollenhagen. Sein Leben und seine Werke. Broch 2 Mk. 80 Pf.
Gebrüder Stern und Ristens Depositionsspiel. Mit Abbildungen. Broch. 2 Mk. 50 Pf.
Eine Komödie. Plattdeutsches Singspiel. Mit Musikbeilagen. 2. Aufl. Broch. 1 Mk. 50 Pf.
Das niederdeutsche Schauspiel. Bd. I: Das niederdeutsche Drama bis zur Franzosenzeit. II. Die plattdeutsche Komödie im 19. Jahrhundert. 2. Aufl. Broch. 8 Mk.
Julklapp! Leeder un Läuschen. Mit Bild und Namenszug des Verfassers. 3. Aufl. Geb. 3 Mk.

Uebersetzungen:

Die Horatier, Tragödie von Corneille. Broch. 20 Pf.
Esther, Tragödie von Racine. Broch. 20 Pf.
Britannicus, Tragödie von Racine. Broch. 20 Pf.
Washington Irvings Skizzenbuch. Mit Biographie und Anmerkungen. Geb. 1 Mk. 20 Pf.

Ausgaben:

Harten Leina. Plattdeutscher Roman von Heinrich Burmester. Mit Einleitung. 2 Bände. Broch. 6 Mk., geb. 8 Mk.
Lustig un trurig. Plattdeutsche Gedichte von Georg Berling. Neue Aufl. Geb. 2 Mk. 40 Pf.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

